

A 646819

01111

Wieman
Bosnisches
Tagebuch

Beim Gebrauche des Buches ist folgendes zu beachten:

1. Das Buch ist bloß für den Gebrauch desjenigen bestimmt, der es ausgeliehen hat.
2. Falls das Buch noch keinen reinen papierenen Umschlag besitzt, hat der Schüler es mit einem solchen zu versehen.
3. Beim Gebrauche ist das Buch mit reinen Händen zu halten. Es ist verboten, das Buch während des Essens zu lesen.
4. Beim Lesen darf man nicht mit von Speichel benetzten Fingern umblättern.
5. Das Anniesen und Anhusten des Buches ist zu vermeiden.
6. Wird das Buch nicht gelesen, so ist es zu schließen.
7. Für jede Beschädigung sowie für den Verlust des Buches ist ein entsprechender Ersatz zu zahlen.

(K. k. Landesschulrat f. Böhmen, 21. Juni 1909,
Nr. 16.299.)

VIII No 12.

15V. 12

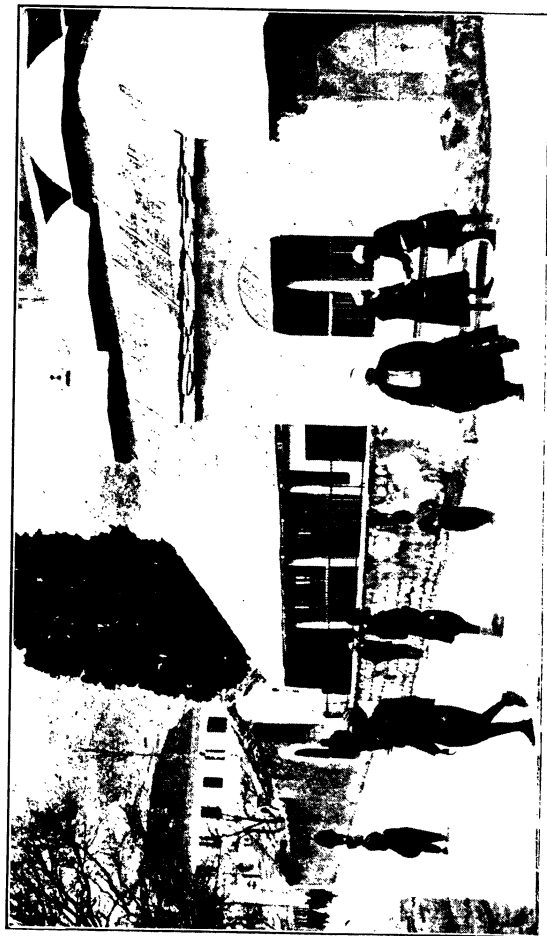


Bilder
zum
Bosnischen Tagebuch.

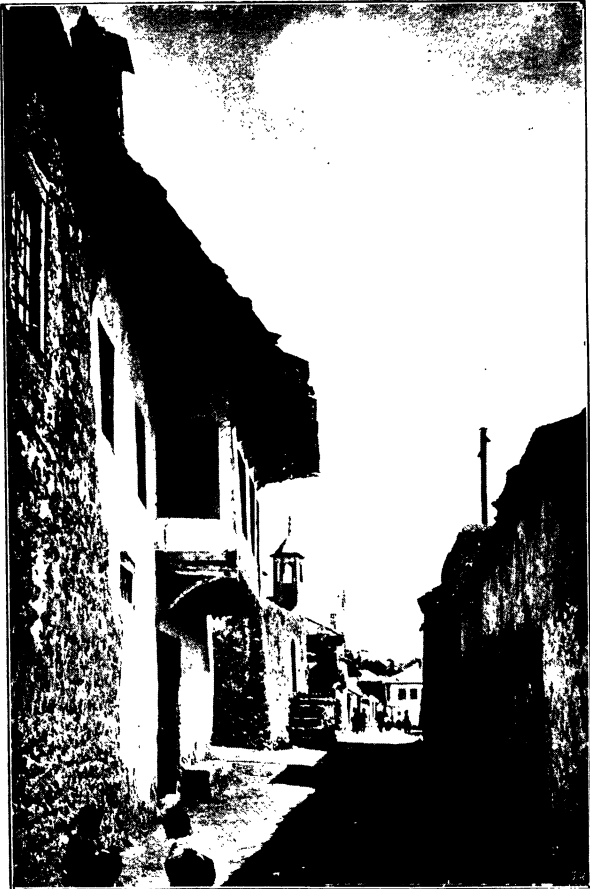




Auf einem türkischen Friedhof.



Vor der Moschee.



Straße in Mostar.



In einer Weinlaube vor den Toren Mosstars.



Im Karst.



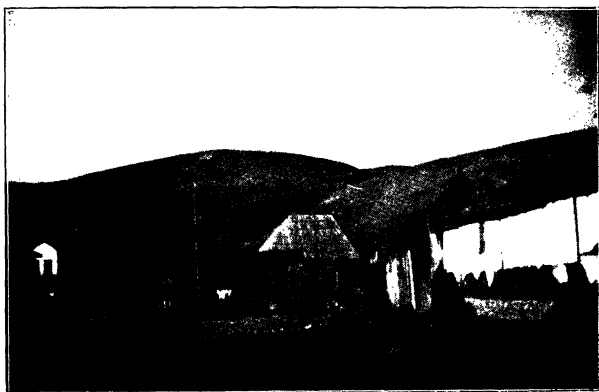
Tanz der Hercegoviner.



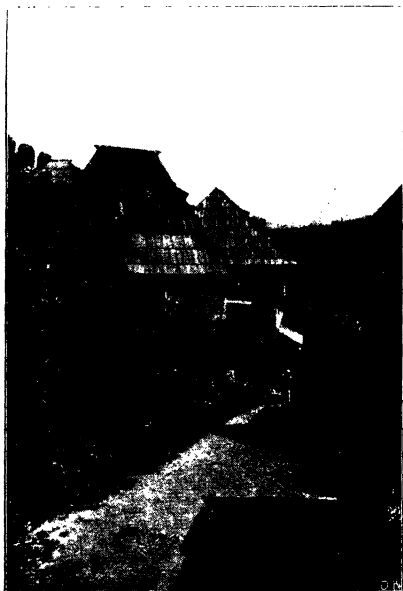
Zigeunerlager.



In einem Türkenstädtchen.



In Plevlje.



Türkenhäuser.



*Auf dem Wege nach Zabljac
(Montenegro).*



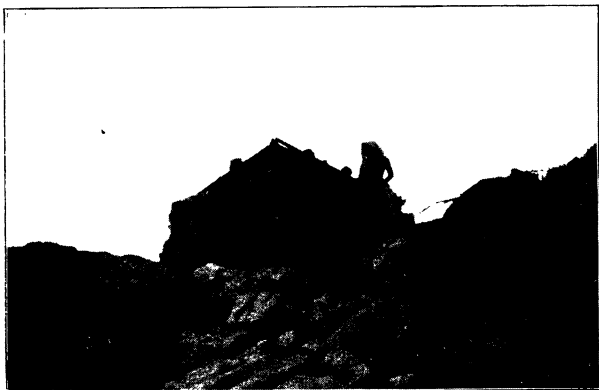
*Auf dem Wege nach Zabljac
(Montenegro).*



*In Zabljac
(Montenegro).*



*Am Lagerfeuer (Montenegro)
vor dem Aufbruch.*



*Hirtenhütte am Dormitor
(Montenegro).*





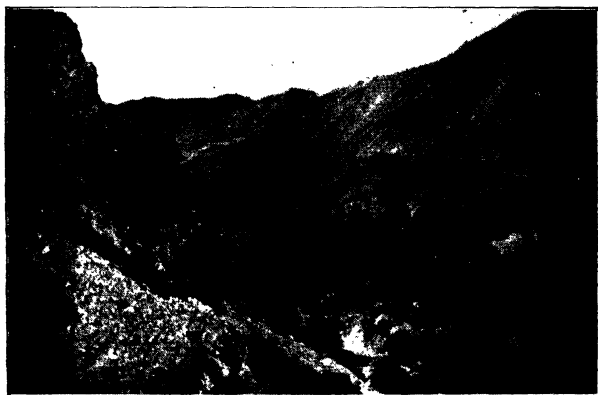
*Im Dormitorgebiet
(Montenegro).*



*In Riecka
(Montenegro).*



*In Riecka
(Montenegro).*



*Im Gemsgebiet
(Bosnien).*



*Auf der Gemsjagd
(Bosnien).*



Vor Ragufa.

Bosnifches Tagebuch.

Bosnisches Tagebuch

Von

Bernard Wieman



Kempten und München
Verlag der Jos. Köfel'schen Buchhandlung
1908.

DR
1667
1964-1965
1968

1969

Alle Rechte vorbehalten.

221.650/4

Meinem Freunde
Legationsrat Edmund Schüler.

Sehnfucht nach Schöneren, lichterem Ländern
Läßt uns immer wieder wandern,
Führt uns immer wieder nach Haus.

Von einem Freund, der als Beamter im Orient tätig ist und von dem ich seit langem nicht gehört habe, bekomme ich heute einen Brief mit dem Poststempel Sarajevo. Von dieser Stadt weiß ich nur, daß ihr Name mit Serail zusammenhängt, daher den Ton auf der zweiten Silbe hat, und daß sie die Hauptstadt von Bosnien ist. Was Bosnien für ein Land sein mag, habe ich mir nie recht klar gemacht. Ich frage jemanden, der gerade bei mir ist, als mir der Brief gebracht wird. Der schüttelt den Kopf und murmelt etwas von wilden Gegenden, von Räubern, gefährlichen Türken, Blutrache. Ich muß darüber lachen; denn ich bin schon vor Jahren bis an die Zähne bewaffnet in einem Balkanlande gewesen, und ich hatte dort die Tiere, namentlich die kleinen Tiere, eigentlich gefährlicher gefunden als die Menschen.

Immerhin öffne ich mit neugieriger Besorgnis den Brief. Der erste Teil ist in Kladac (Bosnien) geschrieben und fängt folgendermaßen an: „Ich bin hier in einer köstlichen Gegend weit von Eisenbahn und

Welt; von heute früh um fünf Uhr mit zwei flotten Kappen immer durch herrlichen Wald, Urwald, aus dem hier und da ein Blick übers Gebirge frei wurde. Nun hört der Weg auf; mit einem wüsten Kerl in rotem Turban und schlotternder Hose werde ich jetzt noch zu Pferde vier Stunden machen. Morgen muß ich wieder zurück in die Hauptstadt. Dies nur ein Vorgeschmack.' —

Die Fortsetzung ist in Sarajevo geschrieben. Mein Freund erzählt, daß er beim Aufwachen steile, grüne Hänge sieht, die weithin mit Blütenbäumen bestanden sind, unter denen kleine Türkenkinder einen sonderbaren Ringelreigen singen, daß die weißen Minarets sich in schlanker Schönheit von einem tiefblauen Himmel abheben, daß er Freundschaft mit seltsamen Menschen geschlossen hat, daß Frau Burgstaler — ich vermute darin seine Wirtin — eine Ente für mich groß zieht, und Johann — ich vermute darin seinen Diener und Ehegemahl der ersteren — bereits mit meinen Lebensgewohnheiten bekannt gemacht ist. Dann ladet mein Freund mich ein, indem er einfach schreibt: „Wenn Du erst mit mir auf der weiten Höhe stehst, die ich vorgestern erklommen habe, und ringsum leuchtet durch die Sommernacht des Südens das weiße Gebirge in unendlichen Wellen, und wenn Du dann morgens die

Sonne aufgehen siehst und sitzt und schaut wie trunken in die wunderbare Welt, dann wirfst Du ein sehr fröhlicher Mensch sein.'

Diese Selbstverständlichkeit, mit der mein Freund mich erwartet, imponiert mir.

Schließlich wird er praktisch; er schreibt: ,Bringe einen guten Lodenanzug mit, zwei Flanellanzüge, wollene Decken für die Nächte im Zelt, einen Gehrock für feierliche Besuche! Schicke Moselwein für ein hübsches Fest, das ich Dir zu Ehren veranstalten werde, Nagelschuhe, einen leichten, grauen Filzhut, dessen Formlosigkeit Dir erlaubt, die Vorderkrempe über die Augen herunter zu ziehen, und einen leichten Jackettanzug, den Du in guter Gesellschaft abends beim Konzert in Bad Nidce tragen kannst! Schlipse nimmst Du von meinem Vorrat! Gewehr bekommst Du hier. Vergiß auch nicht, daß Deine Kragen zu Deinen Hemden passen! Mir wird immer schwach, wenn ich an Deine Kragenvorräte denke. Und nun komme möglichst umgehend!'

Mein Besuch lacht und meint, Bosnien müsse ein Naturland sein, das eben jetzt mit Kultur überzogen werde; anders könne er sich den Urwald und den wilden Mann mit Frau Burgstaler und dem Jackettanzug für Badekonzerter nicht reimen.

Das leuchtet mir ein. Ich will mich gründlich informieren und mir dann die Sache überlegen.

*

Am Semmering.

Endlich komme ich zur Ruhe. Gestern nacht im Eisenbahnwagen hatte ich einen schrecklichen Traum. Es war am Tage über alle Maßen heiß gewesen; in Dresden hatte der Zug auf uns warten müssen; alle Passagiere schimpften; ich aber war bis Wien geborgen, lachte in mein Häustchen und schlief bald ein. Dann kam dieser Traum:

Ich sah zunächst Frau Burgstaler; sie war dick und wurde immer dicker; ich hörte eine Ente schnattern, und in demselben Augenblick verzog sich das dicke Gesicht der Frau Burgstaler zu einem furchtbaren Grinsen. Auf mein Hilferufen erscheint mein Freund in Begleitung eines mageren Mannes, den er mir in aller Gemütsruhe als seinen Diener Johann vorstellt; Johann macht vor mir eine tiefe Verbeugung und sagt: „Ich weiß, daß Herr Doktor morgens drei Tassen Kaffee lieben, auf der rechten Seite schlafen und mit dem Kopf ins Zimmer sehen müssen.“ Und während er noch spricht, verwandelt sich Frau Burgstaler; sie wird dünn,

ihr Gesicht ist mit einem langen Schleier bedeckt; sie fängt an, von einem Harem zu sprechen, und schließlich redet sie türkisch; und wie sie türkisch redet, stürzen plötzlich etliche wilde Kerle in schlotternden Hosens und unter mächtigem Rufen, daß wie Allah-Muhamed klingt, herein in den unbestimmten Raum. Die türkische Frau Burgstaler zeigt auf mich, und wie ich mich wehren will, fühle ich eine recht unsanfte Berührung, und — ein junger Mann aus Pirna fragt mich, ob ich mir weh getan habe. Ich reibe mir verwundert die Augen und sehe eben jenen jungen Mann aus Pirna und einen geistlichen Herrn in langem, schwarzem Rock, der eine Zigarre raucht. Ich lache und erzähle meinen Traum. Die gemüthliche sächsische Sprache besänftigt mich und läßt mir meine Situation noch komischer erscheinen.

Der geistliche Herr ist aus Ungarn. — Ich schlief nun nicht weiter, da mir das nach diesen Traumerfahrungen zu gefährlich schien, und wir unterhielten uns.

Zunächst sprachen wir über Ungarn. Ich rede von Petöfi und Zigeunermusik. Der junge Mann aus Sachsen hatte nie etwas von Petöfi gehört; man sah ihm das auch schon an, denn er machte einen unglaublich korrekten Eindruck; er saß ganz ruhig in seiner Ecke, und wenn er die Knie übereinander schlug, so zog er

erst die Hose in die Höhe; daß er niemals Anstalten machte, sich zum Schlafen niederzulegen, bedarf bei solchem Gang, Beinkleider zu schonen, weiter keiner Erwähnung. Er machte auch niemals seine Augen ganz zu, obwohl wir beiden anderen sehr ehrlich aussahen. Solch einem Menschen von Petöfi zu erzählen, ist eine wahre Wonne. Ich sagte ihm also zunächst: „Petöfi war ein unglaublich unordentlicher Mensch; er ist aufgetaucht wie ein Meteor und ebenso verschwunden. Er gab auf seine Kleidung nichts; er kämpfte wie ein Held für die Freiheit seines Landes; er war die Liederseele des ungarischen Volkes, die Verkörperung eines wilden Rußtarittes. Er ist nur so alt geworden wie Sie sein werden; er liegt begraben, wer weiß wo, jung verschollen, und doch war er für sein Volk, was für uns Goethe ist, den Sie kennen werden — von Sachsen-Weimar her.“ Ha, diese Entladung vor dem sächsischen Modejüngling tat mir wohl!

Der geistliche Herr aus Ungarn rauchte derweil munter seine Zigarre weiter. Als ich geendet hatte, fing er nun seinerseits an, Deutschland zu loben. Nachdem er eine ganze Weile gesprochen hatte, sagte er auch: „Dann diese musterhafte Ordnung, die ich überall in Deutschland gefunden habe; was könnten wir von Ihnen lernen! Ich war zwei Wochen in Nordey und auf

der Rückreise einige Tage in Berlin. Was die Menschen in Berlin arbeitsam sind! Sie müssen weiter kommen mit ihrem Fleiß, mit ihrer Sauberkeit und Akkuratessse.' Der junge Mann aus Pirna lächelte bei solchen Reden ganz insam und zupfte seinen Rock glatt. Der Geistliche erzählte weiter von Nummern der Badekarren in Nordern, der Droschken in Berlin, von der Einfachheit beim Trinkgeldgeben, und was es an dergleichen schönen Sachen bei uns mehr gibt. Ich wurde darüber so stolz, daß ich anfang, von der Feldherrenhalle der Ordnung, dem Institute der Oberrechnungskammer, zu erzählen, die mir noch am Tage vor meiner Abreise Schmerzen gemacht und über deren Wesen ich dann beim Kofferpacken nachgedacht hatte. Ich sagte dem fremden Herrn, daß sie jedem Beamten wie ein Geist aus der vierten Dimension erscheint, ein Geist, dem niemand gleicht, und den sie doch alle sehr gut begreifen, auf den sie alle schimpfen, und den sie alle im gleichen Augenblick loben müssen, ein absolut vorhandener und gar nicht faßbarer Geist.

Wie ich mir dann den Unterschied klar machte zwischen Petöfi und der königlich preussischen Oberrechnungskammer, die ich doch beide nur loben konnte, da mußte ich lachen. —

Morgens war ich in Wien.

Ich nahm, wie mir der kundige Herr aus Ungarn geraten hatte, einen Fiaker, versprach dem Kutscher eine Krone Zuschlag, wenn er mich noch rechtzeitig zum Morgenzug an den anderen Bahnhof bringen wollte, und war mittags am Semmering, wo ich mich gestern nachmittag und heute morgen ergötzt habe.

Augenblicklich sitze ich in einem Strandkorbe vor einem großen, schönen Hotel. Die Berge liegen im Sonnennebel vor mir. Österreichische schlanke Mädchen gehen hin und wieder über die Terrasse; noch schlankere Offiziere schwenken ihre Spazierstöcke, und die Gemütlichkeit des Südens umfängt mich allmählich ganz einschmeichelnd.

Mir ist bis jetzt aufgefallen: ein Oberkellner, der mit solcher Geschwindigkeit zusammenrechnete, wechselte, sich bedankte und verschwand, daß man ihn am liebsten an einem der fliegenden Frackschöße hätte festhalten mögen, um ihm ein Extratrinkgeld zu geben; ein Friseur, der jeden Satz mit: „Bitte, gehorsamster Diener!“ anfang und beendete und dabei Komplimente wie ein Rautehutmensch machte, der, als ich seinen lustigen Laden verließ, mit einer affenartigen Geschwindigkeit ohne Stotterholter alle liebenswürdigen Redensarten, die man nur in einem Anstandslexikon finden kann, aus dem Füllhorn seines Mundes mir nachschüttete.

Ferner sind mir aufgefallen: die Füße eines unglaublich langen Kuriers in meinem Hotel und eine Eigenschaft der Menschen hier, die darin besteht, daß sie am Morgen und am Abend, wenn es am schönsten ist, schlafen und während der enormen Hitze am Tage draußen sitzen oder langsam wie Schnecken unter Sonnenschirmen dahinschleichen.

Diese Hitze läßt mich das Schlimmste für die nächsten Tage befürchten. Ich tröste mich mit meinen Flanellanzügen und hoffe auf schattige Wälder. —

Eine Familie von drei Personen rüstet sich eben zur Abreise; ich sehe, wie ein Frachtwagen mit 38 Gepäckstücken beladen wird. Neben mir am Tische unterhält man sich über Wagner.

Wie ich diese Menschen reden höre, komme ich wieder einen Schritt weiter in meinen Ansichten über die Musik. Je älter ich geworden bin, desto richtiger will mir dünken, daß die Schönheit der Musik in etwas spezifisch Musikalischem liegt. Wagner ist für die Masse verständlicher als Beethoven, zum mindesten als Beethoven in seinen letzten größten Werken.

Im Bahnhof zu Wiener Neustadt.

In diesem schmutzigen Bahnhof zwischen all dem fremden Volk, vor den Gleisen und rauchenden Maschinen fühle ich erst recht, wie schön es in den Bergen war.

Nachdem ich gestern genug von Wagner, seiner Instrumentation und seiner Schule gehört hatte, ging ich in den Wald, und wie ich spät abends zurückkam, sangen Burschen unten im Tal, das nach Krieglach zu Rosegger führt, und ihr helles Tobeln klang mir ins Herz. Sonst war es ganz still; leuchtende Sterne standen über den dunklen Höhen.

Und nun ist es mir, als sei ich eben erst aus der Heimat ausgezogen; jetzt erst kommen mir die Menschen fremd vor. Ungarische Bauern in weißen, faltigen Gewändern sehe ich zum ersten Male, und das Volk, unter dem ich mich nun bewege, spricht eine fremde Sprache. Ein junger Offizier sitzt mit mir im Speisezimmer des Bahnhofes; ich bilde mir ein, daß auch er nach Bosnien fährt, weil ich gern eine mitfühlende Seele haben möchte.

Auf der kurzen Fahrt von Semmering hierher habe ich nicht viel erlebt. Die Schönheit der Bahn-

linie ist bekannt genug. Ich traf nur einen Bahntechniker aus Wien, der mir so typisch zu sein scheint, daß ich ihn vorstellen darf. Es war ein junger Mann, der auf die Juden schimpfte, ein Loblied auf den Bürgermeister Lueger sang und den Japanern einen glänzenden Sieg über die Russen wünschte. Dieser Bahntechniker hatte sehr schlechte, ungepflegte Zähne, sah ärmlich aus und tat mir im Grunde leid.

Häufig, wenn ich Österreicher sehe, überfällt mich eine Traurigkeit.

Von hier aus bekomme ich einen durchgehenden Wagen nach Banjaluka.

In Sunja.

Morgens 5 Uhr.

Ich wake auf und bin in Sunja. In meinem kleinen Reisehandbuch steht über Sunja: ‚Mittagsstation; Bahnhofrestauration gut; für größere Gesellschaften empfiehlt es sich, das Essen vorher zu bestellen.‘ Im übrigen schweigt mein Handbuch über Sunja.

Ich müntere mich also, damit ich mich auf dieser Mittagsstation etwas orientieren kann. Ich erinnere mich, daß ich in der Nacht verschiedentlich geweckt worden bin, und daß mir der Schaffner dann jedesmal ein

neues Billet gebracht hat und wir bei sehr spärlicher Beleuchtung abgerechnet haben. Ich erinnere mich, daß ich einen größeren Bahnhof gesehen habe, auf dem zwei Geschäftsleute, wohl Getreidehändler, die Köpfe dicht aneinander steckten, der eine einstieg, der andere rief, der andere wieder ausstieg, beide dann leise und sehr geheimnisvoll miteinander konferierten, und daß sich dieses Schauspiel einige Male wiederholte und ich dabei an das Konferieren im ungarischen Parlament denken mußte. Das war Agram gewesen, die Hauptstadt von Kroatien, berühmt durch seine schönen Anlagen und berühmt durch seine schönen Frauen.

Ungarn hatte ich durchflogen. Auf der ersten ungarischen Station wollte ich den Offizier vom Bahnhof in Wiener Neustadt auffuchen und ihn fragen, ob er vielleicht nach einem einsamen Posten kommandiert sei. Da flog er aus, flog einem niedlichen Mädchen in die Arme, und eine glückliche, stolze Mutter sah ich daneben stehen und schmunzeln.

So fuhr ich denn allein weiter. Ich saß am Fenster und schaute in die endlos weite Ebene, in einen leuchtenden Abendhimmel, und ich fühlte ein Verlangen, auszustiegen und über die Haide zu wandern. Ein mächtiger Ziehbrunnen hob sich am Himmel ab, und mir war es auch, als hätte ich weiße Gestalten, da-

runter einen Geiger gesehen, die unserem Zuge nachschauten, fangen und spielten.

Der ganze Zauber der Landschaft umfing mich,
und in Gedanken wanderte ich in diese toteinsame Welt.

„Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Krüge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Burschen waren Räuber.“

So zog ich mit Lenau durchs Ungarland, mit
Lenau, den ich für einen der wenigen echten Lyriker
halte. Ihr Dichterlinge, die ihr mit Bravour und
leichter Lustigkeit nach altbewährten Mustern Verse
drehsetzt und doch mit Bedacht modern sein wollt, da-
mit ihr bescheiden werdet, will ich euch noch zwei von
den vielen schönen Strophen jagen, die mir mein stiller
Begleiter bei diesem Gang durchs Ungarland ins Ohr
gesungen hat! Da sang er mir am Abend:

„Ich sah in bleicher Silberpracht
Die Birkenstämme prangen,

Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hängen.'

Da sang er mir am Morgen:

,Früh summt nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.'

Aber laßt ihr euch ruhig von schönen Damen, die ihr nicht liebt, coram publico mit Rosen kränzen und laßt euch Weihrauch anstatt Lirchenlieder auf den Weg streuen! —

Ungarn liegt hinter mir.

Ich steige aus und bin in Kroatien. Ich höre Hühner von allen Seiten gackern; ich gehe mit Männern, die weite, weiße Hosen und eine Fellweste tragen, in das Stationshaus; ich bestelle mir einen Kaffee, indem ich mit dem Daumen auf die große Kanne tippe und dann mit dem Zeigefinger eine elegante Bewegung nach einem vor mir stehenden Glas mache. Ich konstatiere, daß ich von alledem, was die Menschen reden, nichts verstehe, und daß der Bahnhof sehr unsauber ist. Das läßt mich mit Sorgen in die Zukunft blicken, da mein Reisehandbuch diese Bahnhofsrrestauration ja mit gut bezeichnet hat.

Land, Haus und Menschen, alles sieht übernächtigt aus, auch der Eisenbahnwagen, in dem ich nun in Be-

haglichkeit Toilette mache. Jetzt bei Tageslicht kann ich das recht deutlich sehen.

Wir fahren weiter; man hält auf allen Stationen unglaublich lange. Ich stecke natürlich meine Nase überall aus dem Fenster, um Eindrücke aufzunehmen, um mir ein Bild von Kroatien machen zu können. Aber ich bin eigentlich etwas enttäuscht; ich sehe ein welliges, bewaldetes Hügel land, so etwa wie meine Heimat am Teutoburgerwald. —

Fahre hin, Kroatien! Das erste Minaret taucht auf; da fühle ich mit einem Male etwas von einem richtigen Orientreisenden in mir; ich setze mich in Positur; ich fühle mich gehoben. Der junge Mann aus Pirna, der Offizier und seine liebliche Braut, die Kaffee-frau aus Sunja, sie alle versinken in ein elendes, europäisches Nichts.

Diese Umwandlung erlebe ich in Kostagnica an der Unna. Zum ersten Male grüßen sich vor mir zwei fremde Welten. Auf dem einen Ufer sehe ich das christliche Dorf mit dem Kirchturm, auf dem andern Ufer liegen versteckt zwischen grünen Bäumen kleine, vier-eckige Häuser mit oben spitz zulaufenden Dächern und inmitten dieser Häuser zwei, drei schmale Minarets.

Die Sonne geht strahlend auf; das Wasser des Flusses fängt an zu glitzern und zu leuchten; hüben

und drüben wölbt sich über Haus und Menschen ein schöner, lichtblauer Himmel; hüben und drüben locken duftige Hügel aus der Ferne. Nur drüben scheint alles noch um ein kleines Stückchen stiller, verschwiegener.

Allmählich schwindet Christen- und Türkenviertel. Zu meiner Rechten sehe ich lange den Fluß und jenseits kroatische Berge; zu meiner Linken liegt Bosnien, altes Türkenland.

Malerische Gewänder tauchen auf, und die flechtenbeschwerten Frauen auf Wegen und Wiesen scheinen schön zu sein.

In Bosnisch-Nowi endlich bin ich ganz in der fremden Welt. Ich steige aus; nach mir verläßt ein Mann mit weiten Türkenhosen und einem Fez den Wagen. Wir beide sind die einzigen Reisenden der zweiten Klasse. Indes, ich hatte ihn noch gar nicht entdeckt. Nun habe ich aber keine Zeit mehr, ihn näher zu betrachten; denn vor mir sehe ich wohl hundert von diesen wilden Männern. Die traurige europäische Kleidung ist ganz verschwunden; ich komme mir deplaziert vor wie ein nüchterner Mensch im Frack auf einem bunten, fröhlichen Maskenball. Ich sehe bald, daß es auch in Türkenhosen eine Abwechslung gibt, daß die Kroaten auch saubere, weiße Hemden mit Stidereien und saubere, weite Hosen haben. Käppi, Turban, Fez,

mächtige Sonnenschirme, kleine, in Lumpen gekleidete Jungen, die Weintrauben verkaufen, alles durcheinander. Man steht noch in respektvoller Entfernung, bis der Schaffner das Zeichen zum Einsteigen gegeben hat. Dann wogt alles an den Zug. Sonderbare Laute bringen mir ins Ohr. Die Kroaten rufen wie Wilde, die Türken nehmen ihren Sonnenschirm unter den Arm. Mit einem Male höre ich heimatliche Klänge. Der eine Schaffner sagt im schönsten Wienerisch zu seinem Kollegen: ‚Do hinten ist no Platz.‘ Du liebes Österreich! Ich gehe gleich auf den Mann zu und sage ihm: ‚Sind Sie kein Serbe, kein Ungar, kein Böhme?‘ ‚Aber gehens,‘ sagt er, ‚ich bin aus Wien!‘ Ich gebe ihm eine Brudersigarre und frage ihn, ob denn hier in Novi immer so ein Leben sei. ‚Aber schauns,‘ sagt er, ‚wo denkens hin? In Pjedor ist heute Viehmarkt und Ausstellung.‘ Also landwirtschaftlicher Hauptverein, vielleicht gar mit einem Generalsekretär, mit Preisverteilung und schönen Reden; so ganz wild ist demnach diese Gegend nicht.

Nun ist alles in den Zug gestopft. Wie die Schaffner das fertig gebracht haben, ist mir ein Rätsel. Es pfeift und flötet; da kommt noch ein alter Türke in schmiegigem Turban ganz geruhsam. Ich denke an die dicken Frauen mit roten Gesichtern und fliegenden Haaren, die bei uns zu Hause in Büstringen und Wiffingen noch

in der letzten Minute auf den Bahnsteig stürzen und hilfe flehend nach dem Schaffner suchen, der vor ihnen steht, und ich überlege, ob der Türke noch mitkommt; richtig, Allah will, daß er noch mitkommt; das freut mich.

Dann fahren wir ab; ein paar Kroaten sitzen am Wege und schauen sich das Gleis an; sie sitzen in der Hufe und stützen sich auf lange Stäbe; sie halten die Hand zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen vor das Gesicht. Vorn im Zuge wird etwas ganz Undefinierbares gesungen. So fahre ich mit Musik nach Banjaluka.

*

Banjaluka.

Ich stecke meinen Kopf aus dem Wagenabteil hinaus und pfeife die Anfangstakte von Haydns erstem Trio. Damit habe ich schon oft in den sonderbarsten Situationen meinen Freund gesucht und gefunden; wir haben uns damit einmal auf dem Bahnhofe in Turin aneinander herangepfiffen in einem Gedränge, das man wohl als lebensgefährlich hätte bezeichnen können. Als ich damals auf dem Bahnhof stand, gestoßen und geschoben, und mit Seelenruhe anfang, zu flöten, dann — erst aus weiter Ferne — die gleichen Töne hörte und wir beide pfften, bis unsere Nasen ungefähr zusammenstießen, da war das eine höchst komische Situation.

Der Herr Bezirksvorsteher, der mit an die Bahn gekommen ist, freut sich über die Art, wie wir uns nach zwei Jahren wieder begrüßen.

Wir gehen dann über eine sehr staubige Straße in das Hotel, wo mich eine corpulente Hausdame, die ich bei dieser Temperatur bedauern muß, in ein großes, kühles Zimmer, das Staatszimmer des Gasthofes, führt.

Da bin ich zu Hause; ich finde den alten Koffer meines Freundes; ich stelle meinen daneben; die beiden, so scheint's mir, gucken sich vergnüglich an und feiern Wiedersehen. Der eine erzählt von der deutschen Heimat, der andere vom goldenen Horn, und dann sind sie ganz versunken in gemeinsame Erinnerungen, gerade wie ihre Herren.

Schließlich fragt mein Koffer: „Wo bin ich hier?“ Und sein alter Kamerad erzählt ihm: „Banjaluka ist die zweitgrößte Stadt von Bosnien; sie hat wohl dreimal soviel Einwohner als z. B. Jüterbogk; zur Hälfte sind es Mohammedaner; aber das sind sehr gute, brave Leute, die keinem ein Unrecht tun, sie haben hier 40 Moscheen; sind sehr fromm, glaube ich, und sie gefallen mir besser als die Serben und die Spaniolen.“

Vor dem Hotel ist ein kleiner Vorraum mit schattigen Bäumen, und nach hinten hinaus liegt ein großer Hof, auf dem die Sonne brütet.

Unter den schattigen Bäumen sitzen wir am Abend als Gäste des liebenswürdigen Landrates. Österreichische Offiziere und einige Zivilbeamte speisen an den anderen Tischen.

Ich rede nicht viel; denn ich muß an das denken, was ich nachmittags gesehen habe. In der Dämmerung war ich hinausgegangen, und zum ersten Male wieder hatte ich ein Stück echt orientalischen Lebens gesehen. Ich war in der Carsija, dem Bazar; ich ging allein zwischen den Buden und fühlte mich in einer ganz fremden Welt. Dann stand ich auf dem Rückweg an einer verfallenen Moschee; durch eine Maueröffnung schaute ich den Hof und sah auf einen Grabstein, der aus verwildertem Rasen wuchs. Unter einem Rußbaum stand ein junges Mädchen in weiten Hosen, und ein schlanker Bursche saß vor ihr und reichte ihr Früchte; sie lachte mit ihren Augen, bis ein alter Türke durch die schmale Gasse kam und in den Hof eintrat, um sein Gebet in der verfallenen Vorhalle zu verrichten.

Wie ich dann in Sinnen weiter ging durch die Hauptstraße, eine breite Allee, an der auch das Gasthaus liegt, kam mir ein blonder Badfisch mit einem Tennisraket entgegen. Lustig, zierlich, flink, wie eben ein Badfisch ist; vielleicht dachte sie an einen schmußigen Rabetten, den sie im fröhlichen Spiel besiegt hatte.

Als wir beim Braten sind, kommt ein Mann im Fez mit einem ganz ansehnlichen Säbel an der Seite; er macht Honneur und berichtet: „Ich habe an das Trappistenkloster telephonierte; die Herren werden in den nächsten Tagen erwartet.“ Dieser Mann war ein bosnischer Polizist, dessen in serbischer Sprache erstatteten Bericht unser Gastgeber uns dann übertrug.

Zum Braten bringt der Kellner eine Flasche Rauhen-thaler, ein Geschenk aus Deutschland, das mein Freund vorsorglich aus Sarajevo mitgenommen hat. Unsere Gläser klingen zusammen; der Wein ist goldig, und wir lassen die schöne Zukunft leben.

Windthorst.

Fünf Uhr morgens.

Ich bin noch unglaublich müde, und wenn ich denke, daß dies eine Erholungsreise sein soll, so kommen mir doch leise Zweifel. Aber ich muß die Morgenzeit benutzen; denn über Tag scheut man jede überflüssige Bewegung; man ist dann sehr faul, oder ich will sagen, die orientalische Ruhe zieht dann leise in die europäischen Herzen.

Ich bin in einer niedrigen Stube, in der drei mächtige Bette stehen, aufgewacht. Als ich gestern abend einschlief, saßen unten vor der Haustür der Gemeinde-

vorsteher und die Honoratioren, d. h. die tüchtigsten Ackerwirte, und kannegießerten.

Ich bin in einer reichsdeutschen Kolonie.

Ein mehr interessanter als schöner Nachmittag liegt hinter mir; so müßte ich sagen, wenn ich dabei an die Natur denken wollte, die ich gesehen habe; denke ich aber an die Menschen, die ich gefunden habe, so bin ich versucht zu sagen: Es wird vielleicht der schönste Tag dieser Reise sein.

Der Mann im Fez hatte uns gestern mittag einen Wagen besorgt, der nicht gerade glänzend war, auf dessen Boß aber auch ein Mann im Fez saß. Dieser fuhr uns 40 Kilometer über eine erstaunlich staubige Landstraße. Wir bekamen sehr bald weißlich-graue Bärte und haben sicher die gräßlichsten Grimassen gezogen; wir sehnten uns nach frischem Grün, derweil wir sahen, wie Baum und Strauch, ganz bedeckt von weißem Staub, müde standen und auf die schon versengten Wiesen die unbarmherzige Sonne schien.

Zu unserer Linken zog in der Ferne eine kleine Hügelfette hin; zu unserer Rechten stieg das Land allmählich wellig an.

Nach einigen Stunden kehrten wir in einer Mühle ein. Die Besitzerin ist eine romantische Witwe aus Süddeutschland; so sagte man mir jetzt, und dabei

murmelte man etwas von einem Liebhaber und einem Revolverattentat. Sie führt einen Prozeß um etliche tausend Kronen, und aus diesem Anlaß war verschiedenes mit ihr zu besprechen. Der Müllerbursche ist übrigens ein wackerer junger Mann, und ich denke, er wird sein Schäflein da wohl ins Trockene bringen. Vielleicht singt er des Abends, wenn das Mühlrad stille steht, und die schöne Witwe sitzt vor ihrem kleinen Häuschen, das mit Wein berankt ist, und wenn sie den Prozeß gewonnen hat, dann kann es erst recht werden. Einen Beschützer muß sie in dieser Einsamkeit haben, und große Hunde können leicht vergiftet werden.

Dann kam nach einer weiteren langen Fahrt etwas sehr Erfreuliches: Wir sind in Rudolfsthal, der ersten der beiden deutschen Kolonien. Vor einem Gasthaus steigen wir aus; wir treten auf die Veranda, wo man zusammen sitzt. ‚Guten Abend!‘ sagen wir, und ‚Guten Abend!‘ sagt man uns.

Ich bin unter Landsleuten.

Oben am Tisch sitzt ein junger Mann mit fedem Schnurrbart in Hemdsärmeln; neben ihm einer mit rotem Vollbart und rasierter Oberlippe, dann ein kleiner Schwarzer usw., ihrer etwa acht. Wir werden freundlich eingeladen, und wir reden. Nur der im roten Vollbart sagt nichts; er schaut still vor sich hin; von der

Seite wirft er wohl hin und wieder einen Blick zu uns hinüber. Sein Nachbar redet dafür um so mehr; wie ein Wasserfall geht es dem vom Munde; ich weiß bald, daß er aus Schlessien kommt, und ich denke, es ist recht, in Schlessien sitzen die beweglichen süddeutschen Stämme. Er erzählt mir auch, wie er hierher gekommen ist. Als im fünften Jahre seiner Ehe das vierte Kind die kahlen Wände seiner schlesischen Hütte anschrie, da sagte er sich: Wenn das so weiter geht, und so weiter gehen wird's wohl, dann mag es hier schwer halten; er hatte sich umgesehen und umgehört, war nach Bosnien gekommen und war zufrieden. Nun hat er seine Freude an zehn Kindern.

Der Patriarch des Kreises ist der Vater des Wirtes. Ihn muß ich schon langsam fragen, woher er stammt; aber wie er mir erzählt, daß seine Wiege an der Wasserfante gestanden hat und er als Schulbube in Dsnabrück herumgelaufen ist, und ich ihm sage, daß auch ich da die Schulbänke gedrückt habe, da taut er auf; da streicht er sich behäbig den Bart, und seine Augen leuchten; sie leuchten wirklich, seine blauen Augen; es ist keine übliche Phrase, wenn ich das sage. Dann sprechen wir im heimatischen Platt; wir klöhnen; ich kenne das alte Giebelhaus, in dem er gewohnt hat, seinen alten Schulpatt, den Busch, in dem er Räuber und Stöppfen ge-

spielt und sich Froschschenkel gebraten hat, just wie ich es getan habe. Und wie wir klöhnen, der alte Patriarch und ich, rücken die anderen ordentlich dicht zusammen und hören ganz ‚niepen to‘.

So sitzen wir an der staubigen Landstraße, über die zuweilen ein Bosniake läuft oder ein Türke unter einem großen, bunten Sonnenschirm auf holprigem Wagen vorbei fährt, der Schwabe, der Schlesier, der Rheinländer, der Sachse, der Westfale, sie alle sind vertreten.

Die Wirtsmutter steht hinter mir, ihren jüngsten Enkel auf dem Arm, und der Wirt, ein Hüne von Gestalt, bringt uns eine Kanne Noten.

Nur der mit dem fuchsfigen Bart hat noch nichts Rechtes gesagt. Nun aber nimmt er einen Anlauf und fragt: ‚Sind Sie oock all in Meppen west?‘ Du lieber Himmel, ja, woher sonst hätte er stammen sollen! Ich gucke auf seine Füße; richtig, auch am Sonntag trägt er seine Holzschuhe. ‚Freund‘, sage ich, ‚ich kenne euer Moor, ich brenne euern Torf, ich war in euren Strohhütten!‘ Und leise für mich füge ich hinzu: ‚Ich liebe euch, ihr stillen, genügsamen Menschen!‘ Seltsam, alle anderen schienen mir ganz glücklich; in den Augen dieses Menschen, der aus der ärmsten Heimat ausgezogen war, lag Heimweh, das er nicht unterdrücken konnte.

Nachdem nun dieser letzte sein Infognito gelüftet hatte, konnten auch wir ihnen nicht mehr vorenthalten, wer wir waren, und was uns hergeführt hatte.

Dann klangen die Gläser zusammen. Es war leider kein Rauenthaler, den wir unseren Landsleuten vorsetzen konnten, aber aller Herzen klangen doch mit, wie es ist, wenn deutscher Wein in den Gläsern schimmert; und als wir uns die Hände gaben, da fühlten wir wohl, wie fest wir zusammengehören, wie alle vom Osten und Westen, vom Süden und Norden. Den jungen Mann mit dem fecten Schnurrbart, der ein herzlicher Österreicher war, den schlossen wir mit ein, und uns allen schien das ganz selbstverständlich.

Am Abend bin ich in Windthorst, und wir reden wieder über deutsches Wesen. Der Bürgermeister ist zweiundsechzig Jahre alt; er hat seinen Platz im Sopha neben mir. Er war Tagelöhner und erzählt uns, wie er hierher gekommen ist; er sagt: „Ich bin ein Mensch, der seinen Frieden haben muß, und daheim in Linz am Rhein konnte ich mich mit meinem Nachbar nicht vertragen, und das Land daheim war so zerfetzt; hier lag ein Stück, und da lag Stück, und so war das Arbeiten halt schwer. Da, eines Morgens, als ich Hafer mähen will, ist mir's, als bekäme ich einen elektrischen Schlag, und es steht fest bei mir: Du gehst nach Amerika! Meine Frau

meinte nun, daß wäre ein bißchen weit, und drum, als ich jußt in den Tagen von Bosnien in einer Zeitung las, sagte ich meiner Frau: Ich will mal hinfahren und mir's ansehen, und wenn mir's gefällt, so kaufe ich, und dann wird sich das Weitere finden.'

Und das Weitere hat sich gefunden. Er ist jetzt ein gut situierter Mann geworden und wird von seiner Gemeinde mit großem Recht verehrt.

Er erzählt uns auch von der Schlacht bei Königgrätz schlicht und bescheiden, und doch weiß ich aus dem Munde des Dr. medicinae, der uns hierher geführt und ihn geholt hat, daß er da ein Held gewesen ist.

Nur als er davon redet, was alles sie hier geschaffen haben, wie sie das Land trocken gelegt und einen guten Boden gewonnen haben, wie sie eingezogen sind mit den besten Pflügen und den besten Eggen, wie ein Haus nach dem andern stattlicher erstanden ist, wie sie ihre zwei schönen Kirchen erbaut haben, und daß sie 20,000 Gulden Steuern jährlich zahlen, da klingt es wohl ein ganz klein wenig stolz.

Sollte man es ihnen verargen? Nein, es war herzerquickend zu hören, wie auch hier tüchtige deutsche Arbeit ihren Lohn findet, und die Bosniaken, die rings im Kreise um sie herum wohnen, fangen schon an, von ihnen zu lernen.

Als ich des Abends nach diesen Erlebnissen in die Sommernacht hinausschaute, mußte ich an ein stilles deutsches Dorf in Griechenland denken. Auch da hatte ich laufenden Landsleuten von der Heimat erzählt; die aber wären wie gern zurückgekehrt; denn sie hatten nicht gefunden, was sie gesucht hatten.

Wie ein Traum war es, als ich nach langer Wanderung unter fremden Menschen auf jenen Kirchplatz trat. Der Kirchthum war alt und bemoost, just wie zu Hause; Samstag abend war's, und die Glocken klangen, just wie zu Hause; auf dem Flur war großes Reinemachen, just wie an Samstagen daheim. Die Söhne standen vor den Türen, stämmig, groß und breit-schulterig, rechte Oberbayern; sie rauchten ihre kurze Pfeifen und guckten schweigend über die Kirchhofsmauer hinweg in den griechischen Himmel, an dem sie wohl ihre Verge suchten, die sie als Kinder nur gesehen, und die sie doch leise lieben mußten, besonders an solchen Abenden, an denen die Arbeit ruhte und das Grün auf dem Kirchthum noch heller leuchten wollte, als das strahlende Blau eines fremden Himmels. Und wie auch ihr da all eure Schwerfälligkeit vergaßet, als ihr die Laute eures Landes von Wanderern hörtet; wie ihr uns, ohne zu fragen, zu eurer Großmutter führtet, die in dem deutschen Lehnstuhl saß, und wie ihr eure

Kinder riefet. Das war eine Andacht an jenem Samstag-Abend für euch und auch für uns! Wir sprachen nicht vom lieben Gott und auch nicht vom deutschen Kaiser; wir sprachen von Feldern, auf denen Roggen und Hafer steht, wir sprachen vom Rauchfang, in dem die Würste hangen, und dann wieder sprachen wir von dem Geläute der Herden, die über weite Wiesen gehen. Wir sprachen nur von der alten und nicht von eurer neuen Heimat. Der Großmutter habe ich Tränen von den mageren Backen geküßt.

Wir wir weiter zogen, war es uns, als ob die Zypressen am Wege leise bewegt würden von den Klängen der Dorfsturmglöcke, die uns nachfolgten. Wie lange noch, und eure Kinder sprechen nur eine fremde Sprache! —

Und hier blüht das deutsche Leben; befruchtend wirft es seine Strahlen über das Land.



Von Banjaluka nach Saice.

Banjaluka schläft, und unter lichthem, blauem Morgen-
himmel fahren wir an der alten, kleinen Moschee vor-
bei, durch den toten Bazar gen Süden, den Bergen
entgegen in das Thal des Vrbas. Kommt die Sonne
zu fürwiggig, so werden wir im Walde und im Schatten
hoher Felsen sein. Das gibt uns eine behagliche Stim-
mung, ein Schlemmergefühl, das wir in Ruhe genießen
werden nach den Strapazen der vergangenen Tage.

Wir fahren im Judeltrabe, mit offenem Herzen,
mit weiter Seele, alles, was wir nun sehen sollen, in
uns aufzunehmen; in Sinnen auch und rückwärts
schauend. — „Ob sie wohl einmal nach Wien kommt?“ „Wer?“
fragt mein Freund. „Wer? Ach, ein lustiger Badfisch
im blauen Kleid, den ich gestern gesehen habe!“ „Träume
weiter!“ sagt mein Freund. „Ob er wohl hier geboren
ist? Ob die Menschen, die hier ihre Jugend verlebt
haben, wohl Heimweh bekommen, wenn sie über die
Ringstraße gehen und in einer elektrischen Bahn fahren
müssen? Wie das merkwürdig ist! Hier spielen die
Kinder Blindschleichen um eine Moschee, und dem Bäcker
an die Fenster gelegte Stuten herunterklopfen geht gar
nicht. Aber ich glaube, Heimweh bekommen sie doch,

Heimweh nach diesem Himmel, nach diesen jungfräulichen Wäldern.'

Wir sind in einem jungfräulichen Wald. Die Berge sind dicht aneinander getreten. Hohe Felsen werfen wirklich ihre Schatten und schützen uns vor den Sonnenstrahlen. Es ist wie im fernen Tal der Romanche im schönen Frankreich. Nur ist der Wald hier herrlicher. Ich bewundere Eichen, wie ich sie wohl auf den ältesten Höfen meiner Heimat gesehen habe; breitkronige Kastanien, wie sie den Wanderer grüßen, wenn er von den Alpen herniedersteigt; Tannen, Erlen, Buchen, Birken; Schlinggewächs windet sich allüberall, und zu unserer Linken glänzt in der Tiefe der Brbas. Zuweilen halten wir an, um sein Rauschen zu hören, das uns wie Gebet dünkt in der tiefen Stille dieser jungfräulichen Welt. Dann wieder sind wir ganz eingeschlossen von steilen, unzugänglichen Felshöhen, und nur ein kleiner Fleck Himmel schimmert über unseren Häuptern. Ich staune über die Großartigkeit dieser Natur, und mein Freund, der mich ja hergelockt und meine kleine Enttäuschung in Banjaluka wahrgenommen haben muß, lächelt überlegen.

So sind wir weitauf von jeglichem Getriebe. Und die Natur umarmt uns, und unsere Herzen sind dankbar und frohlocken. Wir sind still und sprechen nicht.

Unser Mann im Fcz auf dem Boß nicht ein; die Pferde gehen noch langsamer. Kein Wanderer begegnet uns, kein Wagen kommt diese Straße.

Wie die Felsen sich öffnen und der Brbas in ein liebliches Tal gleitet, das die zurückgehenden Berge uns präsentieren, steht ein Raubvogel zu unseren Häuptern. Das Tal dünkt uns wie ein kleines Paradies, hergezaubert; ein Idylle, ein Stückchen Lyrik in einem ergreifenden Schauspiel. Ich lauschte unwillkürlich, um die Hirtenflöte zu hören. — ‚Nun beut die Flur das frische Grün dem Auge zur Ergözung dar,‘ summe ich mit dem Erzengel Gabriel, und noch manches andere aus der ‚Schöpfung‘ geht mir durch den Sinn; denn so wie jetzt ist es mir auch, wenn Vater Haydn nach den Bratschen, Bässen und Trompeten, durch die Klarinette oder die Flöte in ein paar Takte anmutiger Sechzehntel den ganzen Zauber des ländlichen Friedens ankündigt.

Unser Kutscher hält an, als ob sich das von selbst verstünde. Hätte ich nur ein Posthorn, um die schlafenden Türkenhäuser zu wecken, die ringsum auf den grünen Hügeln liegen und unter ihren schwarzen Dächern träumen! Wo sind nur die Menschen? Die Felder stehen leer, keine Kinder spielen am Weg, kein Rauch zieht über lachende Obstbäume, aber ein unsagbar schöner

Friede liegt über diesem kleinen Thal, — bis wir wieder von den Bergen eingeschlossen sind, der Brbas wieder schäumt, die Felsen wie mächtige Tore sich öffnen und schließen.

Mittags haben wir die Hälfte der Fahrt hinter uns. Die Pferde werden zur Tränke geführt; wir spielen mit den hübschen Kindern der Wirtin, und ein vollbusiger, dienender Geist labt uns auf einer lauschigen Veranda, die in das tiefe Bett des Flusses hinunterblickt, mit Eiern und Brot.

Eine alte Ruine schimmert im gleißenden Sonnenlicht aus beträchtlicher Höhe von einem steilen Felsen und lockt uns.

Dem, was uns lachend lockt, folgen wir, und hoch oben unter den Trümmern halten wir Mittagsruhe.

Es muß eine stolze, schöne Burg gewesen sein, wohl eine Königsburg, ein Lustschloß vielleicht der Könige von Jaice, von wo sie auszogen zur Jagd, an deren Fenster dunkeläugige Königstöchter saßen und träumten. Es ist eine Burg, ohne alle Geschichte, also recht eine Burg für Poeten. Eine mächtige Mauer führt hinunter zu schwindeligen Felsen, auf denen der unzugängliche Turm troht, in die gähnenbe Tiefe zeigt und zu wilden Schluchten hinüberwinkt.

Edelfalken steigen auf aus dem Gellüft.

Wiemann, Tagebuchblätter.

Ich suche mir einen köstlichen Platz aus, einen Eugin'sland. Zartblaue Disteln, sammetne Blumen stehen in den Felsen. Auf halber Höhe unter mir hütet eine ärmliche Moschee in einem wilden Garten alte Türkengräber. Wie wir vorhin an ihnen vorbei gingen, sonnte sich gerade eine große, schimmernde Eidechse auf einem schiefen, steinernen Turban. Lange ruhen meine Blicke auf diesem Friedhof und diesem verfallenen Bethaus.

Ihr glaubt nicht, welch eine Sprache ein türkischer Friedhof predigt; wundert euch nicht, wenn ich immer von ihm spreche, wo ich ihn finden werde, und ich weiß, ich werde ihn überall finden! Vermittelte Steine, die windschief in wildem Rasen stehen, bald spitz, bald mit einem Turban gekrönt, das ist alles. Man sagte mir, der Turbanstein bedeute das Männergrab, und der Steinmeh wüßte ihn so zu bilden, daß man daran sehen könne, wie der weiland Türke seinen Turban im Leben gefaltet habe.

Kein Lüftchen regt sich; die Sonne brütet. Drei türkische Frauen kommen einen steilen Pfad aus den Bergen; sie sind tief verschleiert, und doch ist niemand zu sehen in der weiten Runde; nur ein armer Schäfer mag irgendwo seine magere Herde weiden. Sie gehen ganz behutsam; sie schreiten wie Gestalten der heiligen Feme. In einer Hütte, der einzigen, die ich in diesem

Hochland sehe, kehren sie ein; ich beobachte, wie die letzte ihr Kopftuch in der Hausthür zurückschlägt. Eine kleine Weile, und sie kommen wieder, tief ver mummt; es scheinen arme Frauen zu sein; sie steigen hinunter in das Thal des Brbas, und meine Blicke folgen ihnen bis zum Ufer des breiten Stromes. In dem haben jetzt braune Buben. Strahlend zieht er durch das Land; zauberhaft und reich an Erfahrung müssen seine Lieder sein.

Weit drüben bauen nun die Trappisten eine neue Brücke über ihn. Wir haben gestern auf dem Heimweg nach Banjaluka die einsamen Menschen besucht. Als wir mit der Fähre übersehten, sahen wir den Vater Architekt auf dem Gerüst stehen, und ein braunes Käppi guckte just über eine Mauer, an der fleißig gearbeitet wurde. Der Prior, ein guter Bayer mit kindlichen, blauen Augen, führte uns durch alle Wirtschafts- und Werkräume. Das dauert einige Stunden. Wir sahen die Kapelle, die Säle, in denen viele Waisen Kinder schlafen, schneiden und erzogen werden, das Lehrlingshaus, die Tuchfabrik, die Böttcherei, die Mühle. Ich hätte mir beinahe einen Anzug erstanden; denn der Stoff war einladend, und der Bruder, welcher ihn uns mit leisem Stolz zeigte, war der Musiker des Klosters. Schließlich aßen wir im Refektorium mit dem Prior

Trappistenkäse und tranken Trappistenbier. Beides will ich loben, und niemand kann es mir von Rechts wegen verargen. —



Nach Sezero.

Am Nachmittage sind wir in Jaice. Ein dicker Wirt — daß die Menschen gar nicht mager werden bei dieser Tropenhitze, wundert mich — empfängt uns und gibt uns ein sehr schlechtes, dann, als wir schimpfen, ein sehr gutes Zimmer. Das Hotel macht einen vortrefflichen Eindruck; es ist kühl und behaglich. Ich sehe einige Touristen, zwei Herren und zwei Damen; sie sind, wie ich höre, aus Berlin, natürlich aus Berlin! Ich vertriebe mich, renne davon und lande schließlich in meiner Verzweiflung in — einer Rasierstube. Da liegt ein Türke auf einem Divan und schläft. Ich sage freundlich guten Tag. Es bleibt alles still; die Fliegen höre ich an dem Spiegel summen. Ich sage: „Hm, hm, Sie junger Mann, ich möchte mich rasieren lassen!“ Schließlich werde ich deutlich; da wacht er auf, rückt seinen Fez zurecht, reibt sich die Augen und lacht mich

ganz niedlich an, als wäre das hier so der Brauch, daß man den Rascur erst wecken muß, und ladet mich zum Sigen ein. Dann befühlt er mein Kinn, und nachdem er sich vergewissert hat, wie die Stoppeln wachsen, seift er mich ein, wie ich noch nie in meinem Leben eingeseift worden bin, und rasiert mich, wie ich noch nie in meinem Leben rasiert worden bin. Wir reden natürlich allerhand schönes Zeug in einer sonderbaren Sprache. Als ich seinen Laden verlasse, fühle ich mich äußerst kultiviert.

Mein Freund hat in dieser Zeit einen der drei Kutscher engagiert, die vor dem Hotel auf Fremdlinge warten. Der fährt uns an den Plivasee und weiter nach Jezero, einem verschwiegenen mohammedanischen Dörfchen, das an einem waldigen Bergabhang liegt, durch das der breite Strom in ruhigem Frieden zieht, dessen Straßen winkelig sind, bergauf, bergab führen, dessen kleine, viereckige Häuser armselig sind und in verträumten Gärten liegen, in dem die kleinen, hochliegenden Fenster überall vergittert sind und alle Türen fest verschlossen werden.

Könnte ich den Zauber dieses Dörfchens schildern, ihr alle würdet es auffuchen; auch ich sagte an diesem Abend: „Hätte ich doch meine Freunde bei mir, um ihnen dieses Fleckchen Erde zu zeigen!“

Wie wir über eine Brücke gehen, finden wir am Ufer ein Kanoe; ein junger Bursche sitzt daneben. Wir steigen behutsam ein; dem jungen Burschen macht es ein besonderes Vergnügen, daß wir mit diesem Schiffe fahren wollen; dann gleiten wir drei lautlos dahin in der Abenddämmerung durch das Dorf.

Wir gleiten an den verschwiegene Gärten vorbei, die sich bis an den Fluß hinunterziehen, und die durch hohe Bretterwände voneinander getrennt sind. — Es naht die Zeit der Abendwaschung; die türkischen Mädchen kommen mit den schlanken Kannen an den Fluß, und wenn wir nahen, fliehen sie in holdem Schrecken und in Schamhaftigkeit; mir, dem Fremden, der ich alles mit staunenden Augen und empfänglich sehe, kommt es so vor; es mag Gewohnheit sein und Sitte, mich kümmert das nicht; es hat einen zauberhaften Reiz, diese schlanken Gestalten, schlank wie ihre Wasserkannen, die sie arglos zum Ufer tragen, flüchten zu sehen, zu sehen, wie sie sich hinter den Pflaumbäumen und den Zäunen verbergen und doch staunend aus ihrem Versteck heimlich mit den Blicken uns verfolgen.

So gleiten wir auf dem ausgehöhlten Baumstamm über die größte und schönste Straße des Dorfes, bis der Abend ganz niedergeht und von dem armseligen

Minaret der Ruf des Muezzin tönt. Wir folgen dem Rufe; wir landen vor der kleinen Moschee, und man ladet uns ein; wir ziehen unsere Schuhe aus; denn das, was den Menschen heilig ist, wollen wir achten, wo und wie wir es finden. Und es kommt mir nicht sonderbar, sondern ganz natürlich vor, als meine Schuhe friedlich neben den Opanken der mohammedanischen Bosniaken stehen.

Schuhe und Schühchen vor den Türen können bekanntlich ganze Geschichten erzählen. Es gibt eine rührende Skizze von Pol de Mont, in der er wiedergibt, was ihm etliche Paar Holzschuhe berichten, die vor der Tür in einem armseligen Fischerhaus stehen, kleine und große, bald mehr, bald weniger. So sieht auch dieses Bild seltsam erzählend aus; es ist sogar humoristisch; denn aus gebrauchten Schuhen, die verlangend in die Luft hineinragen, wächst der ganze Mensch.

Da stand denn nun die abendländische Kultur mitten in der morgenländischen. Ich hatte am Nachmittag schöne gelbe Schnürstiefel angezogen; die standen ganz verblüfft ein bißchen nach einwärts und wunderten sich. Die Türkenopanken wunderten sich gewiß nicht; jedenfalls regten sie sich nicht auf, wenn sie etwas von dem Geist ihrer Herren in sich aufgenommen hatten; denn ihre Herren sind ruhig und bescheiden.

Sind wir nicht bescheiden?

Als wir nach dem gemeinsamen Gebet unsere eleganten Schnürstiefel wieder anziehen, erzähle ich meinem Freund eine Reiseepisode, an die mich diese Betrachtung erinnert hatte.

Ich fuhr am ersten Tage durch Deutschland mit zwei Holländern, einem Vater, der seinen jungen Sohn nach Dresden in eine Pension bringen wollte. Der Junge war ein lieber, freundlicher Mensch; er gab mir von seiner Eau de Cologne zur Erfrischung, trug beim Umsteigen mein Gepäck, und — das ist rührend — er gab mir nach und nach alle seine guten kleinen Zigarren, die ihm, wie ich freilich erst später hörte, seine Großmutter als etwas ganz Besonderes in die Zigarrentasche gesteckt hatte. Mit den ersten Worten, die ich zu ihm sprach, machte ich ihn auf die Lieblichkeit einer Landschaft aufmerksam, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren: „Aber Holland ist auch schön.“ Er hatte sich kleine Postkartenbilder von seiner Heimatstadt mitgenommen, um sie in Deutschland an seine Bettwand zu heften. Also er war nach alledem ein lieber Mensch, etwas tapfig; aber ich weiß, daß auch Jung-Siegfried tapfig war, und diese Tapfigkeit ist für mich goldig und sie zu beobachten eine Erquickung bei dem vielen Geleckten, dem man begegnet.

Dieser junge Holländer hatte in Leipzig, als wir in aller Eile, vom Koffertragen und Wegsuchen erschöpft, unser Wagenabteil erreichten, den modernen Strohhut eines germanischen Neckens nicht gesehen. Er verübte die Freveltat, meinen Mantel, den er in liebenswürdigsterweise auf den Arm genommen hatte, in eine allzu große Nähe des modernen Strohhutes zu legen. Der Strohhut hatte einen gemacht natürlichen Knick und kostete wohl etwas. Wie von der Tarantel gestochen brüllte der germanische Necke und rief mit einem geradezu gefährlichen Gesichtsausdruck: „Das ist bei uns in Deutschland nicht schicklich.“ Ich meinte demütig, der junge Mann hätte wohl in der Eile den Strohhut nicht gesehen. Nun bedurfte es aller meiner Ruhe, um nicht bedenkliche Bekanntschaft mit meinem Landsmann zu machen. Er sprach davon, daß es noch schöner wäre, wenn er sich corrigieren lassen sollte. „Hm, hm,“ stieß er so recht verächtlich hervor, guckte mich mit grossen Augen an und rückte auf seinen Sitz, tat überhaupt so, als ob ich mich ob meiner Frechheit schleunigst in ein Mausloch zu verkriechen hätte. Das konnte ich nun nicht. Ich dachte an alle möglichen Philosophen, die Ruhe und Erhabenheit gepredigt haben, und sagte gar nichts.

Es wäre das so eine passende Gelegenheit gewesen für ein nett einzuleitendes Duell.

O wenn wir Deutsche es doch endlich einmal als etwas Selbstverständliches ansehen wollten, daß wir ein Kulturvolk sind! Schicklich ist ein Wort, nicht nur in Deutschland gebräuchlich, junger Mann mit dem modernen Knickstrohhut; überall gibt es grobe Lummel! Du hast es glänzend bewiesen. „Hat er's nicht?“

„Ja, ja,“ sagt mein Freund; „sollte er Chamberlain gelesen haben?“ Damit steckt er die Schleifen der Schnüren in seine Schuhe, und wir stehen von der Strohmatten auf.

Draußen wartet der Muezzin mit den wenigen Männern, die in unserer Gegenwart gebetet hatten. Wir bedanken uns, und mein Freund macht ihnen begreiflich, daß er von Stambul kommt. Da leuchten die Augen des Muezzin; denn in Stambul wohnt der Kalif.

Der Muezzin begleitet uns noch ein Stück Weges, und während wir uns notdürftig unterhalten in einer Sprache, die halb serbisch, halb türkisch klingt, ruft ein Mädchen von etwa 15 Jahren, das auch die niedlichen, weiten Hosen trägt, das munter sein Kopftuch fliegen läßt und an dem Zipfel es mit schimmernden Zähnen festhält, ruft so ein kleines, niedliches Ding, das auf Holzsandalen vorsichtig über das holperige Pflaster trippelt: „Schwaber!“ und dann verschwindet es durch ein großes Thor und klappt es hinter sich zu, als ob es sagen wollte: „So, nun habe ich es euch wieder einmal

gegeben.' Der Muezzin lacht etwas verlegen. ‚Schwaber?‘ frage ich meinen Freund, und der erklärt mir. Er erinnert mich daran, daß man bei uns wohl zu einem Menschen, der Afrika niemals gesehen, Raffer sagt; so eine ähnliche Bewandtnis habe es auch mit dem Wort Schwaber in der ganzen Türkei. O diese Welt voll Rätseln!

Als wir auf die Veranda des einzigen Gasthauses treten, die über dem Fluß liegt, der nun in roten Lichtern schwelgt, auf dem sich ungezählte Wasservögel tummeln, sitzen da die vier Touristen, vor denen ich am Nachmittag geflüchtet war, die vier Menschen aus Berlin. Sie haben mir ja nichts getan, aber in diesem Augenblick hasse ich sie, und den Wirt sehe ich sehr mißmutig an; er steht staunend vor mir und empfiehlt uns Forellen. ‚Forellen gibt es auch in Berlin,‘ sagen wir, stehen auf und gehen davon.

Der Wirt folgt uns fassungslos. Ich frage ihn: ‚Sind Sie schon einmal in der Friedrichstraße gewesen? Kennen Sie den Potsdamerplatz mit seiner Insel für hilfesuchende Menschen? Haben Sie überhaupt Rousseau und Chateaubriand gelesen? — Nein? Na, dann wissen Sie auch nicht, was es bedeuten würde, wenn wir jetzt auf ihrer Veranda säßen, auf die verfallenen Türkenhäuser guckten, in denen nun hinter den Gittern die Zimmerchen erleuchtet werden, und hinter uns säßen

jene vier Giauren aus der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Sehen Sie, vortrefflicher Bassa, es gibt etwas, was man hin und wieder an gewissen Orten gar nicht hören kann! Dazu gehört, wenn eine dicke Dame einem dickeren Herrn sagt: „Hast'e jeseh'n, Justav?“ Hier will ich nur türkisch von hübschen Damen hören; leider sagen die zu uns nur: „Schwaber!“

Der Wirt, der anfänglich gar nicht wußte, was für ein Gesicht er machen sollte, als er von der Friedrichstraße und Chateaubriand hörte, schmunzelt jetzt. Er erzählt uns in ganz geheimnisvollem Ton: „Jene da werden bald ausbrechen.“ Dabei bewegt er seinen Kopf ganz verächtlich hintenüber; jene da hatten also offenbar schon bezahlt. „Und wenn dann keine Giauren mehr auf der Veranda sitzen, dann werden die türkischen Mädchen — 14 sind es jetzt im Dorf — an das dunkle Ufer auf jener Seite zum Baden kommen, und die jungen Burtschen werden sich an dieses Ufer schleichen und lockende Liebeslieder singen.“ Also ein Brautwerben unter dem Halbmond! Beim Mirza-Schaffy, wir können nicht widerstehen! Just im geeigneten Moment kommt auch ein junger Fant und zeigt uns die zappelnden Forellen im Neg.

Die Giauren von Berlin brechen richtig auf, und wir bleiben. Wir warten, wir essen, wir lauschen, wir

lassen unserem Kutscher eine Kanne roten Weines bringen. Wir lauschen wieder. Schließlich müssen wir lachend zahlen. Der Wirt aber macht ein ganz unschuldiges Gesicht und meint: ‚Sonderbar, sie kommen heute nicht! Vielleicht haben sie doch gemerkt, daß Giauren hier waren.‘

Wie viele noch auf die türkischen Liebeslieder hier warten und dem Wirt seine Taschen füllen müssen! Aber sie werden entschädigt, denn die Forellen sind gut und billig.

Auf der Heimfahrt nickten wir ein. 90 Kilometer im Juckeltrab fahren ist keine Kleinigkeit.

Ein weicher, wohliger Abendwind umfächelt uns, und wenn ich im Halbschlaf blinzele, sehe ich einen schimmernden Himmel. Es ist eine strahlende Sternennacht. Neben uns rauscht der Fluß. Über ihn hin klingt zuweilen der klagende Ton eines Wasservogels. — Du schöne Burg mit deinen Edelfalken! — Liebliche Töchter des sonnigen Südens; — ein Pflaumenbaum und unter ihm zärtliches Geflüster, — die Stimme des Muezzin — und schöne Lieder höre ich, — lockende Liebeslieder. —

„Wasser trug das junge Mädchen,
Neigte sich zum Wasser nieder.
Armes Kind! Wie bist so schön du!
Hättest du ein grünes Kränzlein,

Wärst du, Arme, noch viel schöner.
 Möchte wohl den Hirten lieben,
 Konstantin, den jungen Hirten,
 Der daher geht vor den Schafen,
 Wie der Mond geht vor den Sternen.'

In Jaice.

In Jaice besichtigen wir am anderen Morgen den Wasserfall. Ein kleiner Bube führt uns in eine Tropfsteinhöhle, und hinter der schimmernden Wasserwand stehen wir pflichtschuldigst eine ganze Weile.

Mein Begleiter setzt sich auf einen Stein, daß ihm der Sprühregen ins Gesicht fällt, und erzählt von Undine. Liesz die Odyssee in einem Segelboot, das das Ägäische Meer durchkreuzt, bewundere Marmorsäulen unter einem blauen Himmel, wandere über die Heide mit deinem Lieb, hier lasse dich umfassen von dem Zauber eines kalten Herzens! Durch eine Wasserwand vom Leben geschieden, über dem die wärmende Sonne steht. Hier erfriert die Sehnsucht. Die Herzen lieben und bluten nicht.

Aber draußen wartet schon die Sehnsucht und nimmt uns an die Hand.

Wir gehen durch einen kleinen Garten, in dem zierliche Blumen blühen und frisch geharkte Wege lau-

fen, an das andere Ufer und über eine schöne, hohe Brücke.

Es ist ein anziehendes Bild, hinunter zu schauen. Zerflüftetes Ufer steigt auf beiden Seiten auf, und tief unter uns am Fluß stehen und sitzen Frauen in male-rischer Tracht; sie legen weiße Tücher auf Steine, schla-gen mit dem Holz und singen dazu im Takt. Rhyth-mus und Arbeit. Das Wasser ist tiefblau wie der Himmel über ihm, und es singt den Türken vor, die oben vor ihrer Hütte Kaffee trinken und sich Zigaretten drehen.

Es gibt ein Lied, in dem es heißt: ‚Am Ufer des Flusses des Manzanares, wo die Kleine das Linnen breitet.‘ Dieses Lied pflegte mir vor zehn Jahren ein kleiner, dicker Kollege allwöchentlich einmal in einer behaglichen Weinstube vorzusingen, und dann stellte ich mir dabei so ein Bild vor, wie ich es jetzt sehe, und zu dem die Philister am anderen Tisch einen so köst-lichen Kontrast bildeten, daß ich es eben immer wieder hören wollte.

So ist es nicht verwunderlich, wenn ich diesen dicken, kleinen Kollegen nun neben mir sehe; er singt wie damals: ‚Am Ufer des Flusses des Manzanares.‘ Er macht noch immer dasselbe kleine Vogelgesicht, und sein Tenor hat noch gar nicht gelitten. Die jungen

Wäscherinnen am Fluß heben ihren Kopf. Ein ganz mutiges Türkenmädchen enthüllt sogar sein Näschen, und sie alle nicken meinem kleinen, dicken Kollegen zu, so daß er ganz gerührt wird und von oben anfängt zu schäkern.

Ja, diese harmlosen Tenoristen!

Mir fällt zur rechten Zeit ein, wie ich einmal von einem Koch aus Mitgefühl eine Treppe hinuntergeworfen worden bin. Es war gegen Abend auf dem Schiff eines süblichen Meeres. Ich guckte da durch ein kleines Kabinensfenster, wie drinnen eine orientalische Familie es sich in Kissen und Decken bequem machte. Mir schien dieser Einblick in ein fremdes Leben höchst interessant. Plötzlich fühlte ich einen Ruck, purzelte die nahe Treppe hinunter, und dann stand der Koch in seiner weißen Unschuldstracht vor mir und sagte, ich sollte ihm nur dankbar sein; denn er hätte jaust noch frühzeitig genug gesehen, wie der Türkenfamilienvater leise die Tür geöffnet und mich mit unzweideutigen Blicken betrachtet habe.

Ein Schiffskoch mein Lebensretter!

Nun steht da dieser harmlose Tenorist und schäkert, und in der Nähe sitzen die Türken und drehen Zigaretten, wobei sie ihre Augen überallhin werfen können.

Ich wenigstens weiß jetzt, wie sehr ein Giaur sich hier im Lande hüten muß, die Frau eines Muselmannes

anzusehen, und da ein sonst ruhiger Mensch über die Verletzung einer wertlosen Sache nicht ohne weiteres ergrimmt, so will mir auch die allgemeine Ansicht nicht recht tief erscheinen, welche immer nur von der Nebensächlichkeit der türkischen Frauen und ihrer niedrigen Stellung redet. Mir scheint, daß die Türken ihre Frauen als etwas besonders Heiliges hüten, und auch hier wird der Grund ihres Gefühls die religiöse Empfindung sein.

Was aber die Verschleierung betrifft, so möchte ich gern in einer deutschen Teegesellschaft die Frage diskutieren, welche Nachteile und welche Vorteile die Einführung dieser türkischen Sitte bei uns haben würde.

Wie mir heute ein Kenner des Landes erzählte, schauen übrigens die türkischen Frauen mit großer Geringschätzung auf ihre von der Kultur belebten Schwestern herab. Die österreichische Verwaltung benimmt sich aber, wie ein vorsichtiger Reisender sich benehmen soll. Die Frauen entschleiern sich nur vor Gericht, falls es zur Feststellung ihrer Identität unumgänglich notwendig ist, und dann noch ist es Pflicht des Richters, dafür zu sorgen, daß außer den vorgeschriebenen beiden Zeugen und dem Protokollführer niemand im Amtszimmer sich aufhält.

Sie werden also mit Respekt behandelt, die Damen der Türkei, und es wäre doch sehr merkwürdig, wenn

sie sich beklagen wollten. „Ich begreife nicht, warum die Rajahs klagen,“ sagte ein großer türkischer Feldherr, als er fliegend durch das Land zog; „sind ihre Töchter denn nicht glücklicher in unseren Harems als in ihren Hütten, wo sie wie die Pferde arbeiten und doch Hunger leiden?“

„Wiegt das Gute, das die in Freiheit dressierten Frauen anrichten, all das Unheil auf, das sie anstiften?“ fragte mich einmal ein rechter Frauenverächter. „Sind sie wirklich die Seele unseres tätigen Lebens oder nur pridelnder Sekt? Begleitet nicht den Mann eine Liebe bis zum Tod und durchrannt all seine Werke, und ist sie für die Frau mehr als eine Episode, wenn ihr eine andere Liebe entgegen kommt?“

Ich will es nicht glauben, daß die Liebe des Weibes im Grunde nur eine flüchtige Aufwallung ist und sich nicht in Taten umzusetzen braucht, um zur Ruhe zu kommen. Zu viel des Schönen haben uns edle Frauen geschenkt; wir wollen ihnen dankbar sein. —

Ich gehe über den Markt nach dem Türkenstädtchen, das sich anmutig und malerisch bis an die alte Burgruine hinaufzieht.

Auf dem Markt sehe ich wieder das bunte Leben in lachenden Farben. Ich kaufe einige schön gestickte Tücher; ein Bube in zerlumpten Kleidern steht neben

mir in ängstlicher Nähe, ist eine Wassermelone und staunt mich an. Ich sehe einen Franziskaner in der offenen Kafana seine Zigarette rauchen; die graue Kutte wirkt malerisch zwischen den weißen Westen, roten Fezen und gelben Turbans; der Schein des flackernden Feuers, auf dem in kupfernen Kännchen der Kaffee bereitet wird, fällt auf eine breite Ärmelfalte.

Wer schreibt und feilscht, ist Serbe; der Türke geht langsam und schweigt. —

„Wie Schwalbennester sind die Häuser an die Felsen angebaut,“ so steht in meinem Reisehandbuch. Für mich sehen Schwalbennester etwas anders aus, aber vielleicht kann sich jemand darunter etwas vorstellen.

Bergauf, bergab führen die engen Steige im Städtchen Jaice. Kein Mensch begegnet mir; hohe Bretterwände wehren den Einblick in die Höfe; die Türen sind wie in Jezero fest verschlossen; nur einmal sehe ich ein Tor offen stehen und eine alte, häßliche Frau bei der Hausarbeit beschäftigt; kaum hat sie mich erblickt, so flieht sie davon, und das Tor wird zugeschlagen. Zuweilen merke ich doch, daß jemand hinter dem Fenstergitter wartet.

Ein kleiner Bube badet vergnüglich in einem Straßenbrunnenbecken und läuft dann splitternaß eine Weile hinter mir her.

Nun stehe ich oben unter einem Olivenbaum; hinter mir liegt das ausgestorbene Städtchen, gekrönt von den Ruinen des alten Königsschlusses, unten in der Tiefe vor mir der neue Stadtteil mit dem Markt und dem Bazar, auf dem ich eben die gestickten Tücher gekauft habe. Ich sehe zuerst hinunter auf den Melonenmarkt, und das fröhliche Bild sehe ich nun aus lustiger Höhe; die Farben leuchten in der Sonne des Südens; Esel und Pferde, auf denen die Landleute des Morgens eingezogen sind, wehren sich die Fliegen ab; aus dem Gewirr der Dächer steigen die Minarets in Schönheit auf.

Von der großen Franziskanerkirche schlägt die Turmglocke; ihre Klänge ziehen über die niedrigen Hütten, um die weißen Minarets, durch die ausgestorbenen Gassen hinter mir in die Winkel der toten Burg.

Nachdem ich eine ganze Weile dieses Bild betrachtet habe, merke ich erst, daß ein Bosniakenbube vor mir am Abhang sitzt und meine Beschaulichkeit geteilt hat. Der Bube beobachtet sehr aufmerksam und träumt auch wohl vor sich hin. Vielleicht wird er ein bosnischer Dichter, denke ich, und begrüße ihn, rede einige deutsche Worte zu ihm, und dann sehen wir wieder auf den Markt, auf die Stadt, die große Kirche und weiter hinaus auf die welligen Walbberge, die dunkleren

Felsen, in das Tal des schimmernden Brhas, woher ich gestern gekommen bin. Wir beide unter dem Ulbaum zwischen der alten Türkenstadt und der grüßenden Ferne.

Dann gehe ich in die verfallene Burg, die Burg der Könige von Bosnien.

Ich stehe auf geschichtlichem Boden, und die blutgetränkte Stätte ist von Sagen umwoben. Wohl, kein Land ist so von Blut getränkt als Bosnien, und diese Burg war lange das strahlende Zentrum, der letzte Zufluchtsort, ein Bollwerk, vor dem die Sonne tapfere Männer begrüßte.

Und hier im Schatten einer hohen Festungsmauer, zu meinen Füßen das ausgestorbene Städtchen der Mohammedaner, in der Ferne die glänzende Kuppel der christlichen Kirche, ausblickend in das weite Tal, scheint mir der rechte Ort, mich in die Geschichte des Landes zu vertiefen.



Die Geschichte Bosniens.

Im fünften Jahrhundert, als in Athen das Leben schon blühte, Solons Licht schon geleuchtet hatte, Dichter und Dichterinnen auf dem vom blauen Meere umspülten Lesbos vom Leben und Lieben in lockenden Jamben sangen, lagen hier in den schönen Wäldern illyrische Völker, tranken Wein, ohne das Bedürfnis zu fühlen, über ihn Gesänge anzustimmen, ließen ihre Felder durch Hörige bebauen und lobten die Tapferkeit. Man sagt, die jetzigen Albanesen seien ihre Nachkommen. Wenn dem so ist, wäre ich damals mit Behagen nicht über den Swan-Paß spazieren gegangen, denn die Albanesen haben mir vor acht Jahren den Eindruck ungemein beweglicher Clowns gemacht; sie sehen etwas schief von der Seite, und ich hatte das Gefühl, daß ich mich hin und wieder umsehen müßte, wenn einer von ihnen hinter mir herging. Nachdem sich verschiedene dieser illyrischen Stämme wegen ergiebiger Salzquellen eine Zeitlang die Köpfe blutig geschlagen haben, kommen die Kelten über die schöne blaue Donau, machen es sich da bequem, wo etwas zu holen ist, und die beweglichen Illyrier vertriehen sich in das Gebüsch der Berge. Einige — ich denke mir, das waren die rechten Weinkenner — sind

unten geblieben und Schwiegerföhne der räuberischen Keltenväter geworden.

Der Harmonie wegen bildete sich dann auch an der Küste ein Räuberstaat, ein rechter Seeräuberstaat, den wir ja aus dem Geschichtsunterrichte der Obertertia kennen, und deren Untertanen sich hin und wieder die Küste Italiens ansahen. Ich erinnere mich, daß ich mir auf der Schulbank den Thron der Königin Teuta besonders herrlich ausgemalt habe, und ich mußte an sie denken, als ich einmal an einem schönen Herbsttage Monte Carlo besuchte. Aus dem Geschichtsunterricht der Obertertia weiß man auch, daß ein Nachkomme der beneidenswerten Teuta mit Namen Genthius sich dummerweise mit dem Könige von Mazedonien gegen die Römer verbündete und sein Reich schließlich von diesen in die Tasche gesteckt wurde.

Da ward es den Menschen, die hier behaglich in den Bergen und in vielen Dörfern wohnten, die ihre fetten Schweine in den Wäldern nach Herzenslust mästen konnten und den Vorzug billiger Wirtschaften zu schätzen wußten, bänglich zu Mute. Sie vereinigten sich deshalb zu einem großen Bund. Sie hatten eine gemeinsame große Hauptstadt im Innern, und so führten sie noch etwa hundert Jahre lang ein, wie mir scheint ganz schönes Leben, bis dann im Jahre 78 v. Chr.

doch die Römer kamen und sich hier häuslich niederließen.

Fünfhundert Jahre waren sie die Herren. Die Kraft und die Kultur ihres großen und ruhmvollen Reiches brachten Wohlstand, und die Länder blühten auf.

Große Heeresstraßen sind damals gebaut worden, Küstenland und Binnenland ward ein einheitliches Territorium; die Schätze der Berge und der Täler nahm das Meer auf, das fremde Küsten grüßte.

So kann die Geschichte dieses Zeitraumes auch uns noch eine Mahnung sein, damit wir sehen, wie nur auf großen Ideen das Glück und die Wohlfahrt der Völker ruht.

In Banjaluka erstanden Bäder; über die Ströme führten großbogige Brücken, und Salona wurde eine Stadt mit leuchtenden Tempeln, lustigen Spielen, an denen sich Hunderttausende erfreuen konnten, dahin der große Diokletian aus den Wirren seiner Hauptstadt sich zurückzog, und wo der letzte römische Kaiser verschied zu einer Zeit, da schon das Frankenvolk in Deutschland sich rüstete, demaleinst nach vielen Wirren, die nun kommen sollten, das Erbe des stolzeſten Kaiserreiches anzutreten.

Dalminium, die große Handelsstadt, ist längst verschwunden; kaum weiß man, wo sie gestanden hat, und

in Salona umrankt der Wein traurige Trümmer. Das alles brachten die nächsten Jahrhunderte zumege. Mit der Größe Roms sank die Blüte auch dieser Länder. —

Es kommen die Goten, die die Schätze des Landes noch beachten; der strahlende Name Theodorich wird auch hier in Hof und Hütte genannt; seine Verordnungen, mit denen er als weiser Herrscher den bosnischen Bergbau schützen will, werden in Städten und Dörfern gelesen. —

Es kommt der Gotensieger, der Kaiser in Byzanz; — es kommen die Avaren; sie rauben und sengen und verschwinden, — und nach ihnen folgen und drängen weiter und weiter die Slaven, die sich schon die Goten zu Hilfe geholt haben sollen gegen das übermächtige Byzanz, und auf die sich — sonderbares Wechselspiel — der Kaiser in Konstantinopel stützen wollte im Kampfe gegen die wilden Avaren; sie, die Ungarn überflutet hatten, und vor deren Scharen nun auch der mächtige Grieche zurückweichen mußte.

Hundert Jahre gut sind verflossen, seitdem der letzte römische Adler in der Sonne des Südens durch diese Berge leuchtete; da sind sie, ein Volk ohne Geschichte, ein seltsam schönes Volk mit schwarzen, schimmernden Augen, feinen Nasen, stattliche schlanke Gestalten, die Bewohner des verwüsteten Landes geworden.

Sie sind es noch heute.

So wohnten denn im Norden die Kroaten, im Süden ihre Vettern, die Serben, die jene vermutlich eingeladen hatten, das schöne Land mit ihnen zu teilen, und Byzanz ist der Lehensherr, ein armer, etwas problematischer Lehensherr.

Über diese ersten Slaven lese ich viel Interessantes.

Bei ihnen gab es die römische Familie in potenziert Form. Eine Familie, die man Zadruga nennt, lebt in einer sonderbar engen Gemeinschaft. Es gibt nur gemeinsames Eigentum; will jemand heiraten, so müssen nicht nur die Eltern oder der Erste der Familie das Jawort geben, sondern alle Mitglieder müssen Amen dazu sagen. Was erworben wird, kommt der Gesamtheit zugute; trotzdem ist die Freiheit der Mitglieder gewahrt, denn es steht ihnen frei, aus der Familie auszutreten. — Das Oberhaupt hat auch die Sünden der Familienmitglieder zu verantworten, und das Oberhaupt wird sich dann wohl an die Gesamtheit gehalten haben. Kurz, die Zadruga schien mir so interessant, daß ich da oben im Schatten der Festungsmauer beinahe ein sinnender Rechtstheoretiker geworden bin. —

Daß sich die Zadruga zusammen schlossen zu Gemeinden, zu Kreisen, zu Bezirken mit einem Oberknezen,

zu einer Zupa mit einem Zupan an der Spitze, schließlich zu noch größeren Verbänden mit einem Oberzupan an der Spitze, schien mir nicht mehr verwunderlich, nachdem ich einmal diese Menschen als vernünftige Geschöpfe kennen gelernt hatte.

Inwieweit aber der kommunistische Gedanke auch in den Zupanen praktisch ins Leben umgesetzt sein könnte, darüber mußte ich viel nachdenken, und ich möchte gern meine Landsleute veranlassen, serbisch zu lernen und eine Doktorarbeit darüber zu machen, wenn es noch nicht geschehen sein sollte. —

Noch waren diese serbokroatischen Südslaven Heiden, ebenso wie die Bulgaren, die im Osten von ihnen ein mächtiges, glänzendes Reich gründeten, deren Herrschaft jene eine Zeitlang wider Willen trotz blutiger Abwehr dulden mußten.

Versuche, sie zu Christen zu machen, waren nicht recht geglückt, weil die Missionäre ihre Sprache nicht verstanden. Nur im Norden und an der dalmatinischen Küste, wohin der Ruhm und die Macht Karls des Großen und seines Reiches gedrungen war, faßte die Religion festeren Fuß.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts aber kommen Methud und Cyrill von Thessalonika, die Apostel der Slavenvölker.

Es ist rührend zu lesen, wie diese beiden Männer mit Stift und Pinsel befehren konnten. Sie müssen eine herrliche Phantasie gehabt haben; sie malten das Paradies und sie malten die Hölle; und die Menschen verstanden, was die Apostel ihnen in dieser schönsten aller Sprachen, der Sprache der Kunst, sagen wollten. Volk und Vornehme, sogar der mächtige Bulgarenkaiser, Boris, ließen sich taufen.

Die Geschichte der nächsten fünfhundert Jahre ist nun gar nicht so leicht zusammen zu fassen. Ich will mich bildlich ausdrücken und sagen: Ich stelle mir diese Länder wie einen großen Topf vor, in dem es unglaublich herumzappelt von kleinen Männchen und einigen, die etwas größer sind! Bald bilden sie ein großes Knäuel, — dann haben sich die Länder näher zusammengeschlossen, — und auf dem Knäuel sitzt ein besonders großes Männchen; das ist ein Bannuß (Herzog) oder ein König; bald sitzen viele Männchen obenauf, das sind die Beliski-Zupani (Grafen) oder gar nur ihre Unterführer, die Wojwoden. Betrachtet man diese adeligen Obermänner mit der Lupe, so sieht man, daß sie sehr tapfer aussehen, reiche Gewänder in der Art byzantinischer Hofkleider tragen; sie fuchteln mit den Armen herum, um möglichst viel an sich zu reißen, und auf diese Weise geben sie sich häufig Ohrfeigen. Das hat

zur Folge, daß sich die Knäuel wieder aufrollen; dann gibt es Zwistigkeiten und Vetternkriege.

In den seltsamen Völkertopf gucken von oben drei große Gesichter; bald froh, bald tief bekümmert, bald schlau, bald überlistet, bald fanatisch, bald milde, manchmal auch sehr dumm. Das sind die Gesichter der jeweiligen Könige von Ungarn, der jeweiligen Kaiser von Byzanz und der jeweiligen Päpste in Rom. Sie blasen abwechselnd mit vollen Backen hinein in den Topf. Dann gibt es eine mächtige Bewegung da unten, zuweilen auch klettern die Männchen, einer auf den Rücken des andern, indem sie denken: Zusammen sind wir groß; der oberste gibt dem blasenden Gesicht einen Puff, und Kaiser, König oder Papst zieht sich für eine Weile zurück.

Auf dem Boden, den ich den Grund oder die Seele nenne, brennen einige Feuer, die bald erlöschen, bald so hell strahlen, daß sie alles erwärmen, die hin und wieder durch das Blasen der Topfgucker angefaßt werden. Das sind Feuer, aus denen die Begeisterung oder auch erschreckender Fanatismus lobert, und aus denen doch nur flammende Liebe leuchten soll. An dem einen sitzen die Anhänger Roms, am anderen die Schismatiker und am dritten die Häretiker. Namentlich das Feuer der Häretiker brennt oft lichterloh, und bald

wieder glimmt nur seine Asche; lauscht man ihren Neben, so vernimmt man, daß ihre Apostel aus dem schönen Frankreich kamen, daß sie hier den Namen Bogumilen führen, daß sie das Volk lieben. — —

Politische und religiöse Kämpfe — Blütezeit und Verfall — Zentralisation und Kleinstaaterei — Anschluß an Byzanz, Ungarn oder den Papst — höchster Einfluß einer christlichen Sekte — religiöse Duldung — religiöser Terrorismus — Nahen der Türken — Heldenkämpfe — Vernichtung — türkische Herrschaft.

Das ist die Geschichte Bosniens und der Herzegowina, im Wilde und im Lapidarstil.

Nun will ich noch einige Blüten und Blätter pflücken und ein paar dürre Äste brechen.

Von Methud und Cyrill sprach ich schon. Ihre Bilder wird man nicht mehr kennen; ihre Namen aber sind unsterblich, denn ihre Träger führten eine neue Schrift ein, deren die Schismatiker sich auch heute noch bedienen (das cyrillische Alphabet), und paßten die slavische Sprache den Ceremonien des Gottesdienstes an. Dagegen wehrte sich Rom. —

Cyrill übersetzt die Bibel in die slavische Sprache.

Wir schreiben das Jahr 867.

Budimir, der erste christliche Herrscher, ist Herr von Kroatien und Bosnien. Er hält auf dem Gefilde

von Dalminium einen glänzenden Reichstag ab (874), teilt sein Reich in drei Teile. — Das war die Zeit, in der man schon der endgültigen Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche zueilte, — 1053 Schisma vollzogen, — in der Rom und Byzanz mit den von ihnen beherrschten Ländern sich gegenüberstanden, und diese Länder hier waren ja immer noch in der wenn auch etwas ohnmächtigen Lehnsherrschaft der Byzantiner. Es war die Zeit, in der die St. Markuskirche in Venedig gebaut wurde, eines der herrlichsten Denkmäler byzantinischer Baukunst, in der unter dem Bischof Bernward in Hildesheim eine deutsche Kunst gepflegt ward.

Ich höre, daß es aus dieser Zeit keine geschriebenen Quellen über die Volksitten in Bosnien gibt. Es gibt aber ein sehr interessantes Dokument, aus dem man lernen kann, wie die benachbarten, auch zum Christentum übergetretenen Bulgaren gedacht und gelebt haben. Es sind eine Reihe von Fragen, die diese dem Papste zur Beantwortung vorlegen. ‚Wenn unser Fürst,‘ so fragen sie, ‚nach der bisherigen Gepflogenheit bei Gastmählern auf dem Lehnstuhl sitzend speist, setzt sich niemand neben ihn, nicht einmal seine Gattin, sondern wir setzen uns alle auf die Erde und essen dort; was sollen wir in dieser Hinsicht fürder tun?‘ — Der Papst

antwortete sehr vernünftig, daß diese Sitte nicht schön sei, daß das alles aber mit der Religion nichts zu schaffen habe. — ‚Wie sollen wir mit einem freien Mann umgehen, der aus dem Vaterlande flüchten will? Was sollen wir mit denen tun, die vor der Schlacht Feigheit verraten?‘ — Dann Fragen für einen modernen Strafrechtslehrer: ‚Welche Strafe soll den Vatermörder treffen? Den unbewußten Mörder, den, der im trunkenen Zustande jemanden tötet?‘ Sie fragen weiter nicht nur, was mit dem zu machen ist, der eine Frau verführt, sondern auch, wie sie die Frau behandeln sollen, die ihren Mann nicht liebt, sich gegen ihn mit Worten oder Thaten vergeht. Diese Fragen berühren mich ganz selten, da ich sie lese; man denke sich, wir würden in heuriger Zeit gegen die Frauen etwas unternehmen können, die ihre Männer nicht lieben, und sich mit Worten gegen sie vergehen! Allerdings, damals muß es sehr tüchtige, tapfere Männer gegeben haben.

So um das Jahr 900 schwingt sich der Herr Better, der Ban von Serbien, ganz besonders auf. Er vereinigt alle Länder unter seinem Szepter und nimmt mit Genehmigung des Papstes den Königstitel an.

Indes seine Herrlichkeit ist nur von kurzer Dauer. Der mächtige Bulgarenfürst Simon fällt in Serbien

ein, und die vereinigten Länder schütteln in dieser Zeit, da Serbien gegen die Bulgaren kämpfen muß, die serbische Herrschaft wieder ab. Herzegowina und Kroatien stellen sich unter das Protektorat des Papstes. In Bosnien gibt es einen kleinen Aufstand, weil ein natürlicher Sohn des Herrn von Kroatien sich zum Ban ausrufen läßt und ein einfaches Bauernmädchen zur Frau nimmt. Ragusa, Venedig und der Kaiser in Byzanz reden drein, und so geht es wieder ganz munter zu.

Es krabbelt bedenklich in dem Völkertopf, nachdem eben noch ein größeres Männchen, das eigentlich gar nicht hineingehörte, oben auf dem Knäuel gefessen hatte.

So geht es gut hundert Jahre, in denen Bosnien bald mehr, bald weniger von Serbien abhängig ist und Kroatiens Herrscher, nicht ohne Einwilligung der griechischen Kaiser, den Königsthron besteigen durfte, in denen Bulgaren und Serben mit Byzantinern blutige Schlachten schlugen.

Jetzt sind wir etwa im Jahre 1100.

Auf dem bosnischen Throne sitzt von Serbiens Gnaden Tvartko I. Um diese Zeit findet es der König von Kroatien nicht mehr opportun, in törichter Abhängigkeit von Byzanz zu leben; er läßt sich als unabhängiger Herrscher krönen und lebt im Lande derart als Selbstherrscher, daß viele Magnaten und viele

seiner Untertanen nach Ungarn flüchten und Ladislaus zur Hilfe rufen, der sein Schwager war. Nach dem Tode des Selbstherrschers von Kroatien ruft auch die gute Schwester, die in den Wirren nicht mehr aus und ein weiß, ihren Bruder zur Hilfe; dieser kommt mit einem großen Heere, vor dem die Slaven nicht recht standhalten; er erobert alle Länder und läßt sich im Jahre 1103 zu Belgrad feierlichst krönen.

So ist nun Ungarn der mächtige Souverän geworden.

Sieben Jahre vorher war Raimund von Toulouse durch Dalmatien und Herzegowina über Thessalonika in das gelobte Land gezogen; jenseits Serbiens durch bulgarisches Land kamen die Scharen Gottfrieds von Bouillon. —

Im Jahre 1186 ist Kulin Banus von Bosnien; ‚Fiduciarius regis Hungariae‘ nannte er sich. — ‚Die Zeiten Kulins kehren wieder‘ soll noch heute ein Sprichwort für Zeiten einer guten Ernte sein. Er wußte die Ragusaner für die Schätze des Landes zu erwärmen; Handel und Wandel blühte auf. Keine Feinde bedrängten das Land, und als erster ließ Kulin Münzen mit seinem Bildnis prägen.

Zur Zeit Kulins kommen die Patarenen, die ich schon vorher bei meiner bildlichen Geschichtsdarstellung erwähnte.

Von diesen Menschen könnte ich wieder ungemein Vieles und Interessantes berichten. Sie kamen in ein Land, in dem Griechisch- und Römischkatholische sich feindlich gegenüber standen; sie kamen aus Frankreich, und die Bewohner Dalmatiens und Bosniens nannten sie Bogumilen. Man hat sie fanatische Heter, die Christlich-sozialen der damaligen Zeit, Verkänner des Christentumes, gemüthvolle Erfasser des christlichen Gedankens genannt, und viele Gelehrte befaßten sich noch heute mit ihnen und ihren Lehren. — Ich sehe nur so viel, daß mit ihrem Eintritt in die Geschichte der slavischen Völker eine neue bedeutsame Epoche beginnt, daß das Volk ihnen zugeströmt sein muß, und daß auch ein großer Teil des Adels sich zu ihren Lehren bekannt hat.

Selbst Rulin soll ein Bogumile gewesen sein; in Rom vor dem Papste zwar hat er es geleugnet. Peter, der Herzog von Chulm, Herr der Herzegowina, war es sicher.

Rulin regierte 36 Jahre zum Segen seines Volkes, ein getreuer Vasall seiner Herren, der Könige von Ungarn. —

Sein Nachfolger war dies nicht; der stellte sich sonderbarerweise, obwohl auch er die Patarenen bevorzugte, unter den Schutz des heiligen Stuhles. —

Stütze der ungarischen Herrscher waren vor allen die Grafen von Brebir, die Ahnen des Helden Nikolaus Briny.

Um jene Zeit läßt sich der Orden der Franziskaner in Bosnien nieder (1233).

Der König von Ungarn sendet ein Heer gegen die Rezer, die sich in die Berge flüchten müssen; aber die Ungarn haben auch gegen die Tataren zu kämpfen; die alten Zeiten kehren wieder, und mit ihnen der alte Einfluß der Patarenen. —

Es folgen Unruhen, — die Serben bedrängen das Land im Süden, — es krabbelt wieder bedenklich im Völkertopf, und schließlich sitzt wieder ein Größerer oben auf dem Anäuel, der Graf Paul von Brebir, Banus Croatorum und Bosniae Dominus; auch die Herzegowina gehört diesmal in den Anäuel hinein.

Wir stehen im Jahre 1312.

Paul stirbt, und unter seinen drei Söhnen fängt das alte Elend wieder an. Namentlich in Bosnien lebt es sich sehr schlecht. —

Im Jahre 1345 erscheint ein glänzendes ungarisches Heer in den aufgeregten Ländern, um Ruhe zu stiften und die Macht Ungarns zu zeigen. Ludwig der Große, der junge König von Ungarn, zieht an seiner Spitze.

Im Osten ist inzwischen das Serbenreich zur höchsten Blüte entfaltet unter seinem mächtigen und siegreichen Herrscher Stephan Dusan, der sich zum Kaiser ausrief, durch ganz Bosnien zog, um mit Venedig ein Schutz- und Trugbündnis gegen die Ungarn zu schließen.

Aber Stephan IV., Banus von Bosnien, treibt ihn mit seinen und ungarischen Soldaten wieder hinaus, und die bosnische Fürstentochter feiert eine glänzende Hochzeit mit dem König Ludwig. —

Jetzt sind es noch 170 Jahre bis zum Anfange der osmanischen Herrschaft. —

Auf einem schneeweißen Roß, von Bagen und glänzenden Rittern begleitet und von Delegierten der alten Städte in prächtigen Gewändern unter den Segenswünschen der orientalischen Geistlichkeit, die alle Pracht von Byzanz entfaltet, zieht Tvartko II. durch die grünen Wälder zum griechischen Kloster Misolevo, und in endlosen Scharen folgt ihm die Menge, steht am Wege und jauchzt ihm, dem jungen Herrscher, zu, der zur Königskrönung zieht. Er war an dem glänzenden Hof zu Ofen erzogen und er gefiel sich in all dem Pomp, den er dort in seinen jungen Jahren gesehen hatte. Er war eigentlich der erste König Bosniens, und seine Regierung bedeutet die dritte Blütezeit des Landes. Er herrscht wieder über das Meer, er gründet die

jetzige Hauptstadt, er baut Burgen auf steilen Höhen; er besiegt die Türken, die nun schon das Bulgarenreich erobert haben; er besiegt auch das ungarische Heer, das kommt, um die Grenze zu schützen; er sorgt für Recht und gibt seinem Volke ein Gesetzbuch, das serbische Gesetzbuch des Kaisers Dusan. (1391 ist er gestorben.)

Seinem Tode folgen traurige Zeiten. Parteiwirren, in denen sogar die Türken zu Hilfe gerufen werden, bis einer der Gegenkönige zum Segen seines Landes für sechzehn Jahre den bosnischen Königsthron besteigt, Sura Tvartko II. Sein Volk nannte ihn den Gerechten. Die Ungarn, welche zusammen mit dem glänzenden Franzosenheere eine schwere Niederlage erlitten hatten, feiern jetzt Siege gegen die Türken, und im Süden steht wie ein Fels der wackere Georg, der Skanderbeg. —

1446 wird unter dem Nachfolger des Tvartko, Stephan Thomas, zu Konjica ein großer, prachtentfaltender Landtag abgehalten.

Ich merke, daß ich viel zu viel Namen nenne. Indessen Stephan Thomas möchte ich nicht vergessen. Er war Patarener, ließ sich aber taufen und führte sich dann auf wie so oft die Renegaten. Seine ehemaligen Glaubensgenossen erleben eine böse Zeit; vierzig-

tausend wandern aus; es entstehen häßliche Zwistigkeiten und Streite. Bosnien geht seinem Verfall entgegen, und die schlanken Thürme, die sich nun über katholischen Altären erheben, sollten nicht für lange Zeit von dem Siege der römisch-katholischen Kirche Kunde geben. —

Konstantinopel war gefallen. Der Glanz des griechischen Kaisertums war erloschen, und Sultan Muhamed II. stand nach vielen Greuelthaten an den Grenzen Bosniens, um den ganzen Balkan zu unterwerfen und über den Balkan hinaus die Weltherrschaft des Halbmondes zu errichten.

Aber wie sehr auch das Land durch Bruderkrieg und Vetterkriege, durch Religionsstreite und Verfolgungen zerrüttet und erschüttert war, es sollten noch siebenzig Jahre vergehen, siebenzig Jahre voll Blutvergießens, voll Verrat und heldenmütiger Tapferkeit, ehe der Halbmond unbestrittener Sieger wurde.

Muhamed II. kannte das Land. In Mönchkleidern hatte er es durchzogen, und als er erkannt wurde, hatte ihn der feige König Stephan Thomas in feierlichem Zuge bis an die Grenze geleitet, anstatt ihn zu köpfen.

Stephan Thomas wird von seinem Sohne und seinem Bruder erwürgt. Seine Witwe flieht zu Muhamed, und es dauert nicht lange, dann zieht der große Sultan mit einem Heere von 150,000 Mann durch

das Land. Jaice fällt zum ersten Male in die Hände der Türken.

Nach seinem Einzug in die stolze Festung verteilt der Sultan die Kinder der Vornehmen an die Agas und die Paschas; einen Teil schickt er nach Konstantinopel zum Verkauf; nur die untauglichen bleiben daheim.

Dann kommt der tragische Schluß; die Sühne für den Vaternord und den feigen Egoismus. Der König muß in Jaice erscheinen und einen Aufruf an den Adel erlassen, daß dieser sich unterwerfe; über siebenzig Festungen kapitulieren.

Nachdem so der Sultan von dem Könige alles erzwungen hat, was er nur erzwingen konnte, erklärte er seine Versprechungen für null und nichtig, und der König wird, wie er auch um sein Leben und seine Schätze gebettelt haben mag, lebendigen Leibes geschunden und zu Tode gemartert; seine Familie und ihr Anhang wird verfolgt.

Die Königinmutter hat noch lange umhergeirrt, sie ist barfuß von Ort zu Ort gezogen, bis sie schließlich in Rom vom Papste aufgenommen wird. —

Dreißigtausend außerlesene Jünglinge werden beschnitten, zwanzigtausend Einwohner in Ketten geschlagen.

Das war das Ende des bosnischen Königtums.

Und in dieser Zeit, in der man die Christlichen Kirchen niederreißt und den Halbmond auf die Türme und Zinnen pflanzt, in der, was sich retten will, den alten Glauben verleugnet und zu Muhamed beten lernt, erscheint eines Tages heldenmütig und furchtlos der Franziskaner-Prior Angelus Zwisdovitz vor dem Sultan im feindlichen Lager zu Milodras. Es muß eine sonderbare Macht von diesem Menschen ausgegangen sein; ich denke mir, in seinen furchtlosen Augen schimmerte der Glanz der Liebe seines Ordensstifters, die in alle Herzen drang, weil sie alle Herzen umfaßte. Der unbezwingbare Feldherr wird besiegt; er erklärt die Person und das Vermögen der Franziskaner für unverleglich und die noch gebliebenen katholischen Gemeinden werden unter den Schutz dieses Ordens gestellt.

Das war im Jahre 1463, zehn Jahre nach dem Fall von Konstantinopel.

Nun möchte ich wohl einen kühnen Saltomortale machen und mich damit begnügen, zu sagen, daß die Ungarn sich diese bedenkliche Nachbarschaft nicht ohne weiteres gefallen ließen, und daß die Türken noch tüchtige Kämpfe mit ihnen zu bestehen hatten; aber ich muß doch mindestens von einer Episode erzählen, die mich ebensosehr angesprochen hat wie jene, die sich im Lager von Milodras abspielte.

König Matthias von Ungarn hatte sich mit Venedig verbündet, zog über die Save nach Jaice. Die Stadt ergab sich bald. Die Festung aber hielt sich.

Während der Belagerung forderte ein riesenstarker Pascha die Tapferen seiner Gegner zum Zweikampfe auf. Ich stelle mir das lebhaft vor und sehe die etwas mächtige Silhouette des Paschas auf der Festungsmauer gegen den blauen Himmel sich abheben; indes keiner trat vor; da hielt es den jungen schönen Gerebi nicht länger; er kam, kämpfte mit dem großsprechenden Pascha einen langen, heißen Kampf und legte huldigend den Kopf des Gegners seinem König zu Füßen. Der ließ das Heer zusammentreten, schenkte dem jungen Helden goldene Sporen und ein glänzend geschirrtes Schlachtroß und lobte ihn. —

Nach einigen Wochen fiel auch die Festung Jaice in die Hände der Ungarn, und Jaice folgten viele Festungen und Städte.

So hatten wieder die Ungarn im größten Teil des Landes festen Fuß gefaßt, und so blieb es einige Zeit. Jaice verteidigte sich heldenmütig gegen den Sultan, der mit Kanonen und vielen Belagerungswerken zum Angriff vorging.

Bosnien, zum Teil in Händen der Ungarn, theils in Händen der Türken, bleibt das Bollwerk, Jaice ist der festeste Halt und König Matthias der strahlende Held.

Das Land aber leidet in diesen Jahrzehnten Unfägliches.

Heldenmütig wurde gekämpft, auch nach dem Tode des Matthias und des Muhamed. Und jeder Stein der alten Mauer, in deren Schatten ich liege und sinne, spricht von stolzen Taten, von Ruhm und Ehre; endlich aber mußte auch diese Feste, die wie eine ausgehörnte Nase ohne Nahrung in dem geplünderten und verlassenen Lande lag, sinken.

Das war im Jahre 1527.

Als in Deutschland die Christen sich ansetzten, gegen einander zu kämpfen, erst mit den Waffen des Geistes, dann mit Feuer und Schwert, glänzte über dieser Festung, in der heiße Gebete aufgestiegen waren für die Religion des Kreuzes, in der viele tapfere Streiter sich zum Sterben niedergelegt hatten mit dem Bewußtsein, für eine große, heilige Sache gefochten zu haben, glänzte hier in schimmerndem Sonnenlichte der Halbmond; er hatte gesiegt; Jaice war gefallen, und bald war ganz Bosnien und auch die Herzegowina türkisches Land. —

Nun will ich doch den kühnen Saltomortale machen; überall ja tritt mir hier die türkische Kultur, die darauf siegreich Einzug hält, entgegen. Der Adel und vor allem die Bogumilen treten zum Islam über, und sie kämpfen fernerhin in den ersten Reihen gegen die

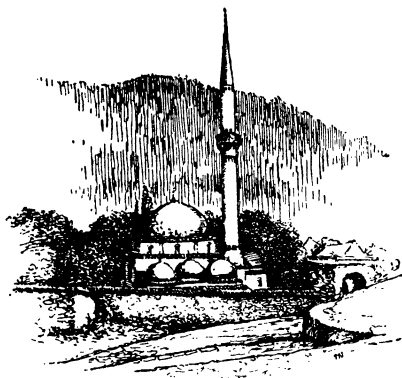
Ungarn. Diese Renegaten werden allmählich fanatischere Muhamedaner, als es der Sultan selbst ist. Renegaten wollen sich oft vor sich selbst entschuldigen, oft sind sie blind für das Gute des Alten geworden und haben nur das Unvollkommene gesehen; hier widerlegten sich die Renegaten allen Neuerungen, die der Kalif, von den europäischen Mächten gedrängt, einführen will.

An einem heiteren Septembertage des Jahres 1697 stand der Held Prinz Eugen vor Sarajevo; ein vertrauensfälliger, fröhlicher Mensch hatte er geglaubt, die Christen würden sich erheben und würden ihm zuzubeln. Aber die Menschen hatten nicht mehr den Mut seiner stürmischen Seele. Vierzigtausend seiner Glaubensgenossen zogen mit ihm, nicht um zu kämpfen, sondern um sich unter seinem Schutz im Norden anzusiedeln.

— — — Jung, schön, reich, angesehen und mutig war Hussein. Man hielt ihn für einen Propheten; er predigte im Anfang des jüngst vergangenen Jahrhunderts den Krieg gegen Stambul, das den bosnischen Adel unterdrücken und den Christen, den armen Rajahs, ein menschenwürdiges Dasein geben wollte. Er zog umher in Dermischkleidern, und seine Augen leuchteten wie der Strahl seines Schwertes. Aber seine eifersüchtigen Kameraden gingen in glänzenden Gewändern und strebten nach Ruhm und Ehren. Der Statthalter von

Bosnien und Rizvan-Begovic, der Statthalter der Herzegovina, waren Sieger. Hussein starb in Gril, im Lande der Christen, die ihn gastfrei aufgenommen hatten.

Und immer mehr Menschenleben fallen dem Fanatismus zum Opfer. Der letzte Aufstand aber, der zur Besetzung durch Österreich führt, ist ein Aufstand der Rajahs, der wirtschaftlich Schwachen und Unterdrückten. Die Zeit der sozialen Kämpfe hatte auch in diesem blutgetränkten Lande die Zeit der religiösen Kämpfe abgelöst. Nun ist es ruhig geworden. Der Wanderer ist seines Lebens sicher. Ich liege friedlich; aber ein großes Wehgefühl überkommt mich, wenn ich nochmals zurückdenke an all die Wirrnisse, von denen ich gelesen habe. Wie viele wollten das Beste und haben doch nur Grausamkeiten verübt! Und über den Zinnen der Kirche, über den schlanken Minarets sehe ich am leuchtenden Abendhimmel mit Flammenschrift geschrieben: „Achtet die Seele des Menschen!“ Ja, achtet die Seele des Menschen und überlaßt es Gott, zu richten über die, die eure Mitmenschen sind, die die gleiche Luft mit euch atmen, die mit euch Sehnsucht im Herzen tragen, die leiden müssen und sündigen, wie ihr leidet und sündigt, die auch nur einmal geboren werden und nur einmal die Augen zu ewigem Schlasse schließen!



Von Jaice nach Prozor.

Von Jaice fährt man mit der Bahn irgend wohin. Wir fahren nach Bugojno. Mit uns eingestiegen ist der Forstverwalter. Er will sich im Krankenhaus zu Sarajevo untersuchen lassen. Da der Herr Bezirksvorsteher uns eben zur Jagd eingeladen hat, so haben wir eine schöne Unterhaltung, und ich kalkuliere, ob ich lieber Gamsen, Steinabler, Enten, Rehböcke, Wildschweine oder einen Bären schießen will.

Unser Begleiter ist ein ganz interessanter Mensch; er ist ein sogenannter Übergangsmensch; die Übergangs-

menschen aber bedeuten ein Stück Kultur- und Weltgeschichte. Er ist ein geborener Bosnier; er stammt aus einer eingeseffenen bosnischen Familie, hat in Wien studiert und da sein Examen gemacht. Wie er mir erzählt, gibt sich die Landesregierung viel Mühe, Landeseingeseffene in Oesterreich zu Beamten heranzubilden. Die Zahl der gebildeten bosnischen Familien ist indes nicht sehr groß, und die andern haben bislang noch nicht die Neigung, ihren Kopf anzustrengen.

Sein kleines Kind spielt im Wagen herum, klettert an die Fenster, klappt die Thür auf und zu, so daß ich immer in Angst für ein Menschenleben bin. Zwischen- durch hören wir zärtliche Laute in serbischer Sprache. Die Frau Forstmeister kennt kein deutsch. Eine Beamtenfrau, die nicht deutsch spricht, soll in Bosnien eine Seltenheit sein.

Der Zug keucht langsam vorwärts durch einen Urwald.

Zu unserer Linken schäumt im tiefen Bett der Brbas, der gestern unser Begleiter war, der, wie ich jetzt weiß, Ströme von Blut in sich aufgenommen hat, und über den nun oben im Norden die friedlichen Trappisten eine neue, schöne Brücke bauen; am andern Ufer schimmert die breite Landstraße.

In Dolny-Bacuf verabschieden wir uns von unseren Reisegefährten. Sie fahren weiter über Travnic,

wo in einer Moschee als Reliquie drei Haare aus dem Barte des Propheten aufbewahrt werden.

Wir essen ganz leidlich auf dem Bahnhof zu Mittag und steigen dann in einen anderen Zug. Der fährt noch langsamer als der erste. Wir sind die einzigen äußerlich zivilisierten Menschen. Ich betone: äußerlich; denn ich kann mich mit den Hirten und türkischen Händlern nicht unterhalten und weiß nicht, wie zivilisiert sie im Innern sind.

Bugojno ist Endstation; wir steigen aus; ein Wagen, der noch weniger glänzend ist als unser gestriger, erwartet uns; der Kutscher scheint ein widerhaariger, indolenter Türke zu sein.

Bugojno hat nur wenige Häuser, aber es hat eine Kellnerin; so muß es hier wohl ein paar Soldaten geben. Sie grüßt aus dem kleinen „Hotel“, als wir vorbeifahren; sie trägt eine hohe Frisur und sie lacht und winkt; wer mag ihr verdenken, daß sie etwas Abwechslung haben und so ein klein bißchen von der Welt da draußen hören möchte?

Als wir ihrem Gesichtskreis entschwunden sind, halten wir es für angezeigt, dem Kutscher einen kleinen Ermunterungspuff zu geben; der Mensch fährt wirklich zu langsam. Der Puff gefällt ihm just nicht, aber er steckt ihn doch ruhig ein, sieht sich im übrigen nicht

im geringsten veranlaßt, den Pferden davon mitzuteilen.

Wir ergeben uns also in unser Schicksal; wir schaukeln durch das breite, ebene Tal des Flusses, fruchtbares Land, die Kornkammer von Inner-Bosnien.

Die Beine strecken wir behaglich aus; der eine guckt in den blauen Himmel, der andere pfeift.

Was ist ein Pascha, wenn er nicht mit seinem Koffer durch ein fremdes, sonniges Land fahren kann, schönen Bergen entgegen, schönen Menschen entgegen, in eine ganz unbekannte Welt hinein?

In einem alten Türkendorf rasten wir nun.

Vor einer Kafana sitzen wir und gucken zu, wie sie in den offenen Buden arbeiten; das heißt, eigentlich arbeiten sie nicht, sondern sie gucken uns an. Gerade gegenüber fabriziert man türkische Kaffeemühlen.

Das stimmt! In meinem Reisehandbuch steht geschrieben: „Der Ort ist berühmt durch die Erzeugung türkischer Handkaffeemühlen, welche man hier in sehr schöner Ausführung kauft.“

Also man kauft. Ganz gehorsam stehen wir auf und gehen zum Herrn Nachbarn. Es gibt ein gemüthliches Handeln; einige andere Herren im Turban kommen herzu, und man — das heißt ich — kauft eine Kaffeemühle. Sie ist mit schönen Verzierungen ver-

sehen und —; aber da fällt mir ein, ich muß sie eigentlich erst beschreiben, denn unsere Kaffeemühlen sehen ganz anders aus. So eine türkische Kaffeemühle ist ein schlankes, zylinderförmiges, messingenes Ding mit einem langen Schwengel daran. Genauer kann ich's nicht beschreiben. Im übrigen sehe ich schon jetzt das erstaunte Gesicht unserer alten Marie, wenn ich demnächst ihr dies türkische Industrieprodukt als Kaffeemühle vorstelle. Sie wird grinsen und sagen: „Nee, Herr Doktor, unsere ist doch besser!“

Als ich mein neues Eigentum eben recht stolz und befriedigt betrachte, kommt ein alter Türke aus einer anderen Bude und wickelt mir eine ganz schlichte Mühle, deren einziger Schmuck ein fein säuberlich eingravierter Koranspruch ist, aus schäbigem Papier. Dieser alte Mann wird mir von den übrigen als Meister vorgestellt, und zwar auf folgende Weise: Sie bilden einen Kreis um ihn, zeigen auf ihn mit den Fingern, machen große Augen und sagen: „Hm, hm! Der Alte steht ganz bescheiden und hält seine schlichte Kaffeemühle, die munter in der Sonne blüht. Sie soll soviel kosten wie die andere mit den vielen Verzierungen; ich aber ersteh sie doch und habe schon jetzt an ihr die größere Freude.“

Unterwegs im Wagen denke ich dann über diese Episode nach und philosophiere mich ein Stückchen weiter.

Der Alte, so überlege ich, arbeitet seine Kaffeemühlen, wie er's in seiner Jugend gelernt hat; er denkt: So ein Ding muß ordentlich fein mahlen, man muß lange einen guten Kaffee mit ihr machen können; die andern aber, die modernen Türken, Kaffeemühlenreformtürken möchte ich sie im Sinne des gewiß foranfesten Alten nennen, denken: So ein Ding muß schön bunt aussehen, dann wird es gekauft; wie es drinn aussieht, ist Nebensache. Sie schreiten mit der Kultur fort.

Ach, alle die schönen, bunten Fremdenmühlen werden wohl auf einen Esstischrand oder eine Vort gestellt werden, und nach einem guten Diner wird man erzählen, und die langen Dosen werden unter munteren Gesprächen betrachtet. Erfasst eine Dame die Situation, so schlägt sie vor, einmal einen echten, türkischen Kaffee zu brauen. Und die Mühle, die so sorglos von ihrer Heimat und den Reformtürken träumen konnte, wundert sich über den ihr ganz ungewohnten Duft, für den sie doch geboren ist. Hat man noch einen Bocharateppich zu Hause, so lebt man wie in der Türkei.

Diese prompte Schlußfolgerung soll keine Anspielung auf moderne europäische Sitten sein; übrigens haben auch die modernen Türken nur eine Frau, bevorzugtere haben zwei und mehr, und als Sultan lebt man sicherer in Paris oder in Berlin.

Wenn der Kaffee bereitet ist, dann rate ich, ihn so zu trinken, wie es ein Gewürzhändler in Banjaluka tat, den ich staunend fünf Minuten lang betrachtet habe. Ich kam an seinen Laden und bewunderte zunächst seine außergewöhnlich engen schwarzen Hosen. Er lag auf seinem Teppich, und wir guckten uns an. Er guckte gar nicht erstaunt, sondern absolut gleichgültig. Das wirkte auf meine Gemütsstimmung sehr erheiternd, weil ich meinerseits das Verlangen fühlte, neugierig auszublicken. Ich wollte aber nicht minderwertig erscheinen und stand, die Hände in den Hosentaschen, und sah mit der gleichgültigsten Miene ein Bild vor mir, das mir ungemein interessant vorkam; hin und wieder machte der Türke seine Augen etwas klein und guckte an mir vorbei, und dann sahen wir uns wieder an. Er machte immer nur zwei Bewegungen; mit der Linken führte er die Mokkatasche an seine Lippen, um daraus zu nippen; mit der Rechten führte er seine Zigarette zum Munde, um einen kleinen Zug zu tun. Man muß sich nun vorstellen, daß beide Bewegungen ungemein langsam und ungemein regelmäßig ausgeführt wurden, und daß der Mensch sonst ungemein ruhig, unbeweglich war. So erinnerte mich das Bild an die Figuren, die bei uns vor Jahrmarktsbuden stehen und, durch Mechanik getrieben, allerlei schöne Sachen machen. Ich

werde diesen Türken nie vergessen, und wenn ich schlingende Handlungsreisende später an meinem Mittagstisch sitzen sehe, so werde ich ihnen davon erzählen. —

Langsam fährt unser Wagen bergauf durch einen stillen, grünen Wald. Zwei Stunden. Oft steigen wir aus, um kleine Wege zu gehen. Das Tal und mit ihm alle Welt liegt hinter uns, es leuchtet uns noch nach, und es ist ganz friedlich um uns.

Dann fahren wir auf der Paßhöhe, und mir ist es selig zu Sinn. Rings im weiten Umkreis leuchten im letzten Abendlicht die hohen Felsgebirge, überwältigende Einsamkeiten, über dunklen Wäldern, die schon im Schatten schlafen, und zu unsern Füßen lockt ein heimliches Tal, in dessen ferner Tiefe wir den kleinen Ort erkennen können; wir schauen in eine dunkle Waldschlucht, an deren Eingang auf einsamem Fels eine Burgruine sinnt.

An solche Schönheit habe ich nicht gedacht, und ich fühle, wie mein Herz vor Freuden schlägt. Nun also bin ich mitten im schönen bösnischen Gebirgsland. Welle hinter Welle, Gipfel neben Gipfel; aus weichem Grün schimmernde Zinnen.

Und wunderbar ist es mir, ich kenne meine Seele nicht wieder, sie wird frei und gut; sie wird stille und

friedvoll wie der Wald, sie wird leuchtend wie die im
Ruß der Abendsonne glühenden Gipfel.

Rama, das alte Königreich, liegt vor mir. Angesehen war es immer, dieses Land, durch das sich tief unten, ganz eingengt, das Flößchen windet; seine Gusslängler haben Ruf, seine Dufelsackbläser liebten die stillen Abende, nur hier wurde Wein gebaut, und die vornehmen Mohammedanerinnen gingen hier ohne Schleier. Das Land war friedlich, und Aufruhr und Aufstand hat es nur selten gesehen, und nur selten hat ein Fremder seine Unberührtheit genossen.

Da stehen wir lange und werden glücklich. Und so, unendlich froh der schönen Natur, fahren wir dann den langen Serpentinweg hinab in das kleine muhamedanische Städtchen; buntgekleidete Bosniakenfrauen treiben ihre Herde vor uns nach Hause.

O du schöne, leuchtende Felsenburg vor mir! Wo anders könnte der Gral, der heilige Gral, gehütet werden? — Langsam mit der scheidenden Sonne ging sie unter. — — —

Von Prozor nach Zorke.

Ein mächtiges Hühnergegackel und Hahnenfrähen weckt mich am andern Morgen, und ich finde Muße, mir bei Tage unser primitives Logis anzusehen.

Heute abend soll ich in dem kleinen Landhaus eines hohen Beamten sein. Drei Stunden haben wir bis an die Bahn nach Rama; von da geht unsere Reise nach Konjica, und dann muß ich ins Land wandern.

Während ich mich wasche, stelle ich mir alle diese unbekannten Dinge vor, und so nüchtern auch die Umgebung ist, ich denke mir das Landhaus doch als ein ganz idyllisches Plätzchen mit sonderbaren Dienern, wilden Tieren und mich als einen Großmogul dazu.

Mit vieler Mühe bekommen wir einen Wagen, und in der Morgenfrühe geht es weiter durch Berg und Wald. Der Wildbach rauscht an unserer Seite; dunkler werden die Schluchten, immer einsamer und weltverfunkener der Weg, bis wir hinunterfahren in das Tal der Narenta und vor einem kleinen, schmußigen Stationshaus stille halten. Rama! Vor uns zieht der breite, ruhige Strom, und immer noch sind wir ganz eingeschlossen von den Waldbergen. Im Süden liegt Jablanica, das mir viel gerühmt ist, weiterhin Mostar, Dalmatien und das blaue

Meer. Etliche Bahnstunden bin ich nur von der Adria entfernt.

Dies selige Gefühl, mitten im schönsten Walde zu sein, am breiten Strom zu ruhen und das Meer so nahe zu wissen! Zwischen uns und dem Meer liegt die Hercegovina, wo jetzt die Sonne brütet, wo die Fremden verschmachten. Mein Freund erzählt mir, während wir behaglich ein kühles Naturbad nehmen, die schauerlichsten Geschichten von diesem Land, das hinter jenen grünen Bergen liegt.

Mostar, seine Hauptstadt, ist ganz in Steinbergen gebettet; die strahlen alle Wärme, die sie über Tag aufnehmen müssen, nachts wieder aus, und die Menschen lecken da nach Schlaf und einem kühlen Lufthauch.

Im Norden aber, auch nur einige Bahnstunden von uns, liegt der Ivan, ein hoher Waldbau; auf dem Ivan steht ein liebes Häuschen mit fröhlichen Menschen, und einige Sommerfrischler gibt es da, die von Sarajevo kommen, und in Sarajevo winkt mir die Ruhe.

So besteigen wir doch den Zug, der nach Norden fährt, und mittags sind wir in Konjica. Von hier will ich nun allein weiter auf Umwegen durch das Land, um dann meinen Freund in der Hauptstadt wiederzufinden. Ihn lockt der Ivan, mich aber das unbekannte Landhaus.

Auf dem Bahnhof essen wir gut. Einige sonnenverbrannte Offiziere sitzen neben uns in weißer Drilluniform. Es herrscht ein lebhaftes Treiben; das Publikum zweier Eilzüge, die sich hier begegnen, hält Mittagstation. Ich sehe einige Menschen, die offenbar meine Landsleute sind, Bulgaren, Serben; mohammedanische Priester im langen, schwarzen Talar und weißen Turban geleiten einen Vorgesetzten; Offiziere drücken sich in flüchtigem Wiedersehen die Hände. Die Hitze wird immer unerträglicher. Ich bin am Hauptverkehrswege der beiden Länder.

Nach einer Viertelstunde sind alle Menschen auf und davon gefahren nach Norden in die Hauptstadt und vielleicht weiter nach Wien, nach Süden in die brütende Sonne und [nach Ragusa, wo die schönsten Frauen durch die alten Tore wandeln und das weiche, blaue Meer an die hohen Festungsmauern leise plätschert.

Ich bin allein. Ich lege mich müde auf eine Bank und schlafe seelenruhig, und kein Mensch kommt, mich zu stören.

Als ich aufwache, bin ich ziemlich zerschlagen. Im Traum hatte ich an den heimatlichen Wald gedacht; da liege ich manchmal an heißen Sommermittagen, höre die Fische glucksen, die Vögel singen und träume von

allerlei erotischen Ländern, und nun bei dieser Tropen-
hitze denke ich zurück.

Ich schaue auf die Schienen; die reden, als wenn
niemals ein Zug über sie gefahren wäre. Schließlich
sehe ich nach der Uhr, stelle fest, daß es die höchste Zeit
zum Aufbruch ist, und frage einen liebenswürdigen
Bahnbeamten, ob ein Pferd zu haben sei. Das macht
große Schwierigkeit; mit einem Male kommt ein kleiner
Bube und redet sehr eindringlich auf mich ein. Ich
sage ihm: ‚Warte einmal!‘, hole den Wirt, der mir
dann erklärt, der kleine Bube sei der Postbote für den
Herrn Baron, zu dem ich gehen will, und er hätte sich
erboten, mir meinen Rucksack zu tragen und mir den
Weg zu zeigen. Ich sehe mir den Knirps an; er trägt
keinen sehr schönen Anzug; seine blauen, weiten Hosen
sind nicht mehr sehr rein, und sein Käppi hat er gewiß
schon etliche Jahre. Aber er sieht noch schmuß aus
gegen den Alten, der dann auf der Bildfläche erscheint
mit einer Art Maulesel.

Also ich kann doch noch reiten. Ich erkundige mich
zuvor bei dem Wirt, ob der Alte wirklich vertrauens-
würdig ist, denn ich werde erst in der Dunkelheit an-
kommen, und der Kerl sieht auf den ersten Blick etwas
sonderbar aus. Dann ziehen wir auf, der Kleine mit
seiner Briefftasche voran, ich auf diesem wunderbaren

Tier und hinter mir der Alte mit einem tüchtigen Stock. Wohin, das mögen die beiden wissen.

Zuerst ziehen wir durch Konjica. Das ist eine fremde, schöne Stadt, eine Stadt, so ganz anders, als ich sie bislang gesehen habe, eine schöne Sonnenstadt. Das Wasser der Narenta hat eine wunderbare Bläue; aus weißen Steinhäusern mit grauroten Dächern leuchten die Minarets, und eine hohe, vierbogige Brücke wird gleich unser Weg sein; jenseits des Flusses erheben sich kleine, kahle Berge mit niedrigem Grün, und dahinter sehe ich höhere Gipfel vom schimmernden Himmel sich abheben. Hinter mir in den Bergen, aus denen ich heute morgen gekommen bin, ballen sich mächtige Wolken, und schon höre ich leise den Donner rollen.

Ich möchte nun wohl Marko, meinen Alten, fragen, ob wir unterwegs Schutz finden werden, ob er meint, daß das Gewitter kommen wird; aber all das gelingt mir nicht, und der kleine Bube, mit dem ich mich vielleicht besser durch Zeichen hätte verständigen können, ist mittlerweile verschwunden. Wir gehen ihm wohl zu langsam.

So bleibt mir nichts anderes übrig, als ruhig weiterzureiten und mich auf Marko zu verlassen.

Im Garten des letzten Hauses, das wir passieren, liegen einige europäisch gekleidete Frauen unter den Bäumen. Ich sage: „Guten Tag, Frau Wachtmeister!

Wird es heute noch ein Gewitter geben?' Sie lachen, zucken mit der Achsel, und wir grüßen uns zum Abschied.

Dann ziehe ich mit Marko den schmalen, holperigen Pfad in die Berge hinein, dem blauen Himmel entgegen.

Nun bin ich zum ersten Male so recht allein mitten im fremden Land. Keinen Menschen sehe ich, und Marko ist für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Er stößt manchmal einige Laute aus, wohl Seufzer seiner Seele, die mir unverständlich sind. Als ich aber wieder in den Wald einreite, die fahlen Berge und das sonnen- durchglühte Konjica tief unten, weit hinter mir liegen, da finde ich Freunde. Die Blüten singen mir zu, die Bäume reden mich an, und ein kleiner, zirpender Vogel begrüßt mich. Ich juchze; Marko schaut sich um und lacht. Nun sehe ich wohl, daß er trotz seiner Kleidung kein wilber Mann und meines Vertrauens ganz würdig ist.

Ich denke daran, wie ich in meiner Stube zum ersten Male den Brief meines Freundes las, wie ich mir da den wilden Kerl mit schlotternder Hose vorgestellt hatte. Nun reite ich selbst mit solch einem Naturmenschen immer höher hinauf, dahin wohl selten eines Reisenden Weg gegangen ist.

Gegen Abend rasten wir an einer Kafana. Wie ich unter einer mächtigen Buche sitze und mein Schöppchen trinke, kommen aus den Bergen etliche Gendarme. Ich

höre, daß sie einen Waldbrand gelöscht haben, und ich lade sie ein; einer von ihnen spricht deutsch. Ihre Station ist Vorke, mein Ziel.

Sie sagen mir, daß ich die Höhe erreicht habe und noch eine Stunde reiten muß.

Und immer mehr kommt der Abend, immer größer wird die Ruhe, immer fremder das Land. Die Blätter der Bäume berühren meine Stirn; ich sehe im Dunkeln immer höher die Berge aufsteigen; heimlich zirpen die Grillen am Wege.

Ich schließe die Augen, und ich glaube, daß ich auf Falada, dem Märchenschimmel, reite.

Endlich halten wir in einem weiten, schönen Tal. Ich kann nicht mehr erkennen, ob ich auf einer Heide bin, ob eine Wiese vor mir liegt, ob ich auf Feldern halte. Ich bin nun ganz eingeschlossen von schlafenden Bergen, und in der Ferne rollt der Donner.

Warum wir halten, weiß ich nicht. Marko scheint sich zu besinnen; mir ist es gleichgültig, wohin er mich führt. Ich habe nur das Verlangen, hier weiterzureiten, die Berge anzusehen und diese traumhafte Stille eines ganz fremden Stückchens Erde in mich aufzunehmen.

Da höre ich hinter mir ein fröhliches Rufen; es hallt von einer Felswand wieder, und dann ist mit einem Male der kleine Postbursche da und gibt mir

die Hand; ich sehe, wie er sich darüber freut, daß er uns wieder gefunden hat. Er nimmt mein Tier am Zügel und führt es weiter über diese sonderbare Ebene, an einem stillen Haus vorbei, durch ein halb ausgetrocknetes Flußbett, einen kleinen Serpentinweg hinauf, über einen schmalen Waldweg, an dessen rechter Seite ich ein tiefes Tal mehr fühle als sehe; dann öffnet er eine kleine Pforte, und ich halte mit meinem Pferd vor einem Häuschen; rings schauen mich verwundert die Bäume an. Dann kommt ein Diener in schöner Livree und fragt, wer ich bin. Ich frage, wo ich bin. Der kleine, pfliffige Bube hat mich prompt zu seinem Herrn gebracht. Ich danke ihm lachend und sage ihm: ‚Sieh, mein lieber Kerl, das ist sehr nett von dir, aber einem hohen Herrn macht man bei Tage und nicht bei Nacht seinen Besuch,‘ und ich bedeute ihm, daß er mich in die Kaserne führen möge. Er schüttelt den Kopf, dann aber nimmt er mein Tier wieder an dem Zügel. Wir ziehen wieder den kleinen Waldweg zurück, den Serpentinweg hinunter, an den verschlafenen Hütten vorbei, in die Kaserne der Gendarmen.

Schon von weitem tönen mir ein Banjo, eine Harmonika und Gesang entgegen durch die Sommernacht; sie sitzen in einer Laube vor dem Hause und spielen; in der Haustür steht die Wirtschafterin und singt. Und immer mehr ist es mir, als läse ich ein

schönes Gedicht. Ich weiß nicht, ob ich noch in der nüchternen Welt bin. Ich denke wieder an die Sommer-nächte daheim, in denen ich als junger Knabe im Fenster lag, den Duft der Blumen einsog und mich in eine fremde Welt hineinträumte. „Das Herz mir im Leib entbrennte; o wer da mitreisen könnte!“ Das war für mich immer einer der schönsten Verse eines lieben Dichters. Nun war mir das Herz entbrennt, und ich war mitgezogen. Sollte ich nicht glücklich sein? So bin ich denn wohl mit strahlenden Augen in die Laube getreten, und wie ich mich schlafen lege, rufe ich denen da unten zu, daß sie weiterfingen sollen. Unter den Klängen einer Harmonika und eines Banjos, bei einer seltsam schwermütigen serbischen Weise schlafe ich auf meinem Feldbett ein.

In Borke.

Ich fühle mich in dieser kleinen Kaserne ganz wie zu Hause. Man kommt mir überaus liebenswürdig entgegen, und es ist so zauberhaft friedlich hier oben.

Neben dem kleinen Haus steht auf einer Wiese eine hölzerne Notkirche; im Schatten dieser Kirche sitze ich nun und schaue nach den Bergen, die rings um mich herum in den blauen Morgenhimmel aufsteigen; ich sehe, daß es ein schönes, fruchtbares Hochtal ist und Wiesen sind, über die ich gestern abend geritten bin. Die Wiesen sind verdorrt. Alles dürrt nach Regen.

In der Ferne grollt noch immer der Donner und macht den Menschen Hoffnung. Eine Gendarmeriepatrouille zieht vor mir über die Landstraße davon; die Wirtschafterin höre ich in der Küche trällern; in der Laube putzt jetzt ein Postenführer sein Gewehr, ein anderer bürstet seinen Rock. Diese Gendarmen, ausgesuchte Menschen aus den besten Truppen, sind über das ganze Land verbreitet, und ihre Posten gehen tagaus, tagein. Wenn es bei ihnen überall so ist, wie ich es hier gefunden habe, so möchte ich schon lieber gar kein Hotel sehen. Ich habe in der sogenannten Kanzlei geschlafen. In diesem Zimmer war eine preußische Ordnung und eine Bliz-

sauberkeit. Ein hohes Feldbett mit einem grünen Überzug, der bis auf die Erde geht; oben am Kopfe ein Turm von Kissen; ein größerer Tisch und ein Schreibtisch, auf dem das Tagebuch, Instruktionsbuch und andere Bücher der Ordnung in peinlicher Affurateffe liegen. Über dem Bett sehe ich den Namen des Postenführers und ein Belobigungsattest. Ein paar Heiligenbilder, Bilder der kaiserlichen und königlichen Familie, das des einäugigen Gendarmerieobersten Appel und endlich eine sehr gute, ausführliche Karte des Bezirks und der angrenzenden Bezirke bilden den Wandschmuck.

Unten im Hause ist die Küche und das große Mannschaftszimmer; darin stehen ebensolche Betten mit grünem Überzug und einem Turm von Kissen am Kopfe, über ihnen an der Wand die Namen; sie endigen meistens auf ic. An einem langen Tisch werden hier die Mahlzeiten eingenommen, wenn man nicht lieber draußen in der Laube sitzt. Die Wirtschafterin, nicht mehr ganz jung, aber doch nett und fröhlich, bewohnt in einem separaten Hinterhäuschen ein kleines Zimmer, in dem ein Altärchen ist und viele Heiligenbilder aufgestellt sind.

O du schöne Welt! Drüben auf der Höhe muß das Landhaus liegen. Dahin will ich gehen.

Ich finde auf lieblichen Pfaden den Weg dahin. Wie ich über den schmalen Waldweg schreite, wo mir gestern

schimmernde Blätter die Wange streiften und ich das tiefe Thal zu meiner Rechten fühlte, sehe ich durch eine Richtung ganz unten einen ruhigen See, ganz einsam, umstanden von Wald. Mir gegenüber steigen wieder die Felsberge auf, hinter denen die Hercegovina liegt.

Da lege ich mich nieder an einem versteckten Flecken so recht behaglich unter einen Strauch und sehe hinunter auf den stillen Wasserspiegel. O Welt, wie schön bist du, wie gut bist du! So liege ich eine Stunde, ich tue nichts und doch fühle ich, wie gewinnbringend mir diese Stunde ist, welch eine süße, heilbringende Arznei ich schlürfe. Dann höre ich Stimmen; es kommen Menschen über den nahen Pfad von unten, vom See, und dann höre ich meinen Namen; ich höre, daß ich gestern abend beinahe meine Aufwartung gemacht habe, daß ich seit einigen Tagen erwartet werde, und daß ich wohl des Morgens wieder auf der Bildfläche erscheinen würde. Dann lacht eine Frau. Das können nur die Menschen sein, die ich eben besuchen will. Ich springe auf, stelle mich auf den Weg, mache meine Verbeugung und meine Aufwartung.

Kann man sich passender in einer Sommerfrische einführen?

Bald darauf sitze ich mit den liebenswürdigen Menschen im Schatten hoher Eichen und trinke den

ersten Slivovic. Das ist ein Pflaumenschnaps, Produkt des Landes, und ich höre, daß der Herr Erzbischof von Sarajevo ihn höher schätzt als Kognak der Champagne.

Eine Fahne flattert mir zum Willkomm lustig im Winde.

Baron Benko, der Ziviladlatus des Landes, gibt mir einen langen Rattenschwanz zum Rauchen, und ich berichte, wieviel Gutes mir schon die unberührte Schönheit dieses Landes getan hat. Ihn freut, das zu hören; denn er liebt das Land und seine Leute. Er hat all seine reiche Arbeitskraft im Dienste der Zivilisation des Landes verwandt, und ich beneide ihn fast um die Früchte.

Ihr behaglichen Konpatrioten, mit denen ich in einigen Monaten wieder meinen Abendschoppen trinken werde, es gibt sonderbare idealistische Arbeitsmenschen! Die sitzen an einsamen Orten, die in glühend heißem Karst liegen, unterhalten sich meistens mit Menschen, die ihre Weltanschauung nicht teilen, gehen zur Erholung nicht nach Wien, sondern in einen stillen Waldwinkel und führen doch ein reiches Leben.

Jetzt ist er zwar in Sarajevo, mein liebenswürdiger Gastherr, und Sarajevo soll eine Stadt sein, in der auch moderne Menschen leben können. Sarajevo kommt euch sicher noch etwas exotisch vor; wir reden darüber wie ihr über Berlin oder Paris.

Nach dem Essen lege ich mich in eine Hängematte mit einem ganzen Pack Zeitungen und vertiefe mich in die hohe Politik; ich lese, daß die Menschen immer noch unter den Linden in Berlin spazieren gehen, daß Wertheim wieder einen neuen, stattlichen Anbau machen will, daß der König von Serbien sich demnächst krönen lassen wird, und daß etliche scheußliche Taten in den zivilisierten Ländern verübt worden sind.

Denkt, wie sonderbar mir die ‚Neue Freie Presse‘ nach diesem Abend und diesem Morgen vorkommen mußte!

Auch eine deutsche Zeitung aus Sarajevo finde ich. Darin sehe ich nach, ob nicht meine Ankunft vorbereitet ist; denn ich schlummere schon etwas, so schwül ist es, so unerträglich heiß.

Dann schlafe ich, ganz leise schaukelnd, ein, bis mir ein dicker Tropfen auf die Nase fällt. Der Himmel ist mit schwarzen Wolken ganz überzogen. Ich rette mich an den Kaffeetisch; wir sperren die Fenster auf, und es fällt, es strömt der Regen.

Seit Monaten der erste Regen. Ich habe mich so oft an der Natur erfreut, ich hätte nie geglaubt, daß ich mich so mit ihr freuen könnte.

Nun werden herrliche Reisetage kommen. Mein Gastherr beredet mit mir eine schöne Tour; er schreibt

mir einen Begleitbrief für etliche Gendarmeriestationen, verschafft mir ein Pferd mit einem Führer, und dann verabschiede ich mich.

Am Abend sitze ich noch in der Laube bei den Gendarmen, und ein serbisches Volkslied singt mich zum Schlusse wieder in den Schlaf:

„Als wir gestern in der Herberg waren,
Speisten wir ein herrlich' Abendessen;
Und wir sahen ein schönes Mädchen stehen,
Auf dem Haupt ein Kranz von Perlentulpen.“

Im südlichsten Winkel Bosniens.

Sechs Uhr morgens warte ich auf mein Pferd, ich schimpfe etwas auf die Bummellei; denn ich habe gut vier Stunden zu reiten bis zur nächsten Gendarmeriestation; von zehn bis drei Uhr aber wird es so unerträglich heiß werden, daß ich dann rasten muß. Und jetzt ist die Luft herrlich.

Endlich sitze ich auf dem unbequemen Holzsattel. Ein liebenswürdiger Gendarm, ein Böhme, begleitet mich ein Stück Weges. Er ist ein sehr gewandter und sprachkundiger Mensch. Ich höre von ihm, daß viele Czechen im Gendarmeriecorps sind, dagegen wenig

Deutsche; überall aber, sagte er, fände ich doch einen, mit dem ich mich in meiner Sprache würde verständigen können.

Er erzählt mir, wie einsam sie hier leben, aber wie viel einsamer noch manche Kameraden leben müßten.

Wir gehen den Waldweg hinunter; ich bin längst von dem Holzsattel abgestiegen, und an einem sehr schönen Ausblick auf den See entpuppt sich mein Böhme als ein großer Naturfreund. Er versteht es, mich in berebten Worten auf den Reiz dieses Plätzchens hinzuweisen. Und hier verabschieden wir uns.

Mein Führer scheint sehr gutmütig, aber auch sehr dumm zu sein. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß es gut ist, wenn er mir nicht allzu nahe kommt. Wäre er doch ein Türke! Dann würde er andere Hände haben, und seine Ohren würden glänzen. An seine Füße mag ich gar nicht denken. Er hat den schweren Gang der Bergbewohner. Einmal nur wird er plötzlich lebendig; er springt ein paar Schritte vorwärts und stößt, unwillig rufend, mit seinem Fuß auf irgend etwas. Ich frage: „Was ist los?“ und starre auf den leeren Platz, auf den er getrampelt hat. „Smia,“ sagt er. Nach einigem Suchen in meinem Lexikon finde ich, daß er eine Schlange hat töten wollen. Das ist aber auch alles, was ich von diesem Führer und Pferdebesitzer zu berichten habe.

Es geht bergauf durch dichten Wald; ich atme eine Frische, die mir nach den staubigen Tagen unendlich wohl tut. Als wir eine Höhe erklettert haben, sehe ich wieder auf die Narenta hinunter, und wieder habe ich die herrliche Freude, einen breiten Strom zu sehen, der durch unberührte Waldberge in heimlichen Windungen zieht. Ich habe ihn lange als Begleiter, und ich koste seine Morgenfreude.

Noch ist es nicht zehn Uhr, aber wenn ich vom Pferde steige und gehe, bedrückt mich die Wärme. Ich bin mit einem Fuß in der Hercegovina.

Dann schimmert, wo sich das Thal erbreitert, von einer Höhe eine festungsartige Kaserne: mein Ziel, wo ich Mittagsruhe halten werde. Ich präsentiere mein Handschreiben und finde wieder die schönste Aufnahme.

Es ist ein seltsames Stilleben hier oben unter den gerade dienstfreien Gendarmen. Die Kaserne liegt allein; unten führt eine Brücke über den ruhigen Fluß, und daran liegen einige Häuser; eben läuft ein kleiner Bursche hinunter, um Bier zu holen. Das Wort Bier hat jetzt für mich einen Reiz wie für euch das Wort Champagner. Es ist unheimlich sonnig; eine Kirche und eine kleine Moschee sehe ich auf den Bergen am anderen Ufer, mir gegenüber.

Ich spaziere im Garten und bewundere die Pflaumen; eine Kaze folgt mir; dann lege ich mich in den Schatten und denke wieder, wie sonderbar es ist, so in der fremden Welt allein umherzufahren, bis ich von weitem den Jungen mit den Flaschen sehe. Einige Gendarmen lade ich ein, und nach einem guten Trunk werde ich auf die Kanzlei geführt, damit ich schlafen kann. Ich mache die Läden fein säuberlich zu und schwingе mich mit einem unsagbar seligen Gefühl auf das hohe Bett. Nach einer Stunde kommt ganz leise die Ordonnanz und stellt mir ein schönes Essen auf den Tisch. Ich gucke aus dem Fenster in den Wald da drüben und lasse es mir schmecken; dann setze ich mich an den Schreibtisch, auf dem ich Tinte, Feder und Papier in schönster Ordnung vorfinde. Kann ein Mensch behaglicher reisen? Pünktlich um vier Uhr steht mein Pferd wieder gesattelt vor der Thür; ich schreibe mich zur Erinnerung in ein Buch ein und bezahle für den Aufenthalt in dieser kleinen Festung lächerlich wenig.

Ein Gendarm, diesmal ein Pole, begleitet mich wieder, nicht der Sicherheit, sondern der Gesellschaft wegen. Bergauf, bergab durch Waldberge. Ein Romantiker prägte das Wort Waldeinsamkeit. Kein Wort paßt besser auf dieses Land. Nie habe ich den Zauber dieses einfachen Wortes tiefer und ehrlicher empfunden.

Gestern sprach ich von einer leuchtenden Gralsburg; hier reitet noch immer Parzival durch den verschwiegene Wald.

Auf einem Haidefegel sehe ich vier oder fünf mächtige behauene Steine, lange, rechteckige Steine mit einem spitzen Dach, mitten in dieser Einsamkeit. Ich bin ganz verwundert und bemühe mich vergeblich, eine verwitterte Inschrift zu entziffern. Als der Pole das sieht, macht er mir begreiflich, das seien griechische Denkmäler. Ich kann das nicht glauben und will mich, sobald ich Gelegenheit habe, darnach erkundigen. Jetzt bedeuten sie für mich eine mystische Begegnung. Wie die Dämmerung kommt, sehe ich wieder, wie aus den Waldbergen jenseits des Flusses die Karstgipfel der Hercegovina in schimmernder Schönheit aufsteigen, und wie der Abend dunkelt und ein ganz leiser Windhauch durch die Kronen der Bäume zieht, leuchten unten im Tal und auf den näheren Höhen Feuer einsamer Hirten. —

Abends nach 8 Uhr: Gendarmeriestation 'Bjelemic'. Unter einem klaren, leuchtenden Sternenhimmel liegen wenige Häuser. Ich befinde mich auf einem weiten Hochplateau; vor mir sehe ich neue Berge.

Dem Wachtmeister bin ich vorher telephonisch gemeldet; er macht die Honneurs; die Kanzlei ist mir

schon eine bekannte Stube. Mein Fenster steht auf; die Weltabgeschiedenheit, ein tiefer Friede, zieht von draußen zu mir herein.

Später mache ich einen Abendspaziergang; wie ich heimkehre, lockt eine Flöte mich in die türkische Kafana. In dem niedrigen Raum brennt ein kleines Feuer; zwei junge Burschen sitzen auf der Bank; der eine hält eine primitive Naturflöte, der andere sitzt und summt. Der, welcher sitzt und summt, wird mir als mein morgiger Führer vorgestellt, da Marko den Weg nicht weiter kennt. Der andere wird mich ein Stück Weges mit seiner Flöte begleiten. Ich lade beide zu einem Kaffee ein und lege ihnen ans Herz, pünktlich früh um 5 Uhr sich bereit zu halten.

*

*

*

Um 6 Uhr am anderen Morgen stehe ich schon auf einer beträchtlichen Höhe.

Ich bin am Eingange eines Karstgebirges; zurückgelassen habe ich ein fruchtbares Land, aus dem sich im Hintergrund wieder eine Felsenburg aus dem Sattel bewaldeter Berge hebt. Unten im Thal steht Mais; Herdenglocken höre ich; überall tauchen aus den Mais-

felbern kleine Baumgruppen auf; weiße Gestalten schreiten; hier oben wird es ganz einsam.

Durch ein Karstthal reite ich weiter; es liegt noch im Schatten; links von mir ist eine mächtige Felsenwand; sie ist blendend weiß, wie ein schimmernder Marmorberg, von der Sonne beschienen; der Kamm zieht eine wunderbar weiche Linie an dem strahlend blauen Morgenhimmel; einzelne traumhaft schöne Bäume stehen an dem fahlen, steilen Aufstieg; sie sind wie kleine, lauschige Haine in dem flimmernden Licht, und Pan mag sich darin verstecken, um seine Hirtenflöte zu blasen; ein Türkenbube kommt mir nach; er ist tief braun und schön; ein paar lange Haarsträhne hängen ihm hinten unter dem Fez herunter; ein Vogel zirpt, und ganz leise geht der Morgenwind über die Steine.

Nach zwei Stunden bin ich mitten im Karst; eine unendliche Einöde; alles schimmert, blendet in der Sonne.

Mitten in diesem Karstthal liegt ein kleiner Steinhügel; von dem winkt ein verwittertes Steinkreuz; um das Kreuz herum liegen wieder vier solcher behauener Steinblöcke, wie ich sie gestern im Walde über der rauhenden Marenta sah, und die der polnische Gendarm für Griechengräber ansehen wollte. Der Wachtmeister in Bjelemic wußte es besser, es sind Bogumilengräber, also Gräber jener Menschen, die, wie ich jetzt weiß,

mit der Geschichte dieses Landes so eng verbunden sind, die bald die ersten waren, bald verschlagen und zerstreut in diesen Einsamkeiten ihre Toten begraben mußten.

Mitten auf diesem Hügel steht mein Schimmel, weiß wie das Gestein. —

Eine Stunde ziehe ich durch die einsame Welt und komme zu einem türkischen Friedhof; rings um mich herum ragen noch immer die Felsen in den blauen Himmel; aber vor mir zieht sich schon wieder ein kleiner Wald hinunter und über dem Wald am Horizont sehe ich den großen Höhenzug der Trescavica; es ist ein wunderbares Gebilde mit vielen Einsenkungen und schroffen Abfällen; im Sonnenduft liegt es weich und wohligh; hinter mir schimmert noch der Karst, durch den ich gezogen bin, und links ragt aus einem fröhlichen Buchenwald ein zackiger Fels wie ein phantastischer Dolomit.

Das ist so sonderbar hier, daß zwischen der Debe und dem schönsten grünen Wald kein Übergang ist.

Ein Hirte hat mir eben die Namen der Berge genannt; es war wieder so ein harmloser Räuberhauptmann; ich schenkte ihm einige Streichhölzer; er war darüber unglaublich erfreut und dankbar.

Dann rasten wir einmal an einem freundlichen Fleckchen.

Die schönen Baumgruppen auf den Abhängen des Gesteins stehen nun fern im flimmernden Licht. Der Buchenwald aber wartet in traulicher Nähe. Vor mir leuchtet die weiße Bjelasnica und hinter dem Walde die Trescavica scheint wie mit weichem, grauen Sammet überzogen.

Im Walde gurrte eine Taube; das ist alles, was ich höre.

Der Schatten des Waldes tut mir wohl. Ich schreite rüstig aus und komme nach einer erfrischenden Wanderung an eine Niederlassung türkischer Landleute.

Ich sehe ein welliges Hügel land, das rings umgeben ist von Karstgipfeln. Man baut Gerste und Hafer; die Mäher sind von der Sonne fast schwarz gebrannt; sie alle tragen weiße weite Hosen und einen weißen Überrock; fast allen auch hängen am Hinterkopf einige Strähne langer Haare herunter.

Eine Gruppe sitzt am Wege oben auf einem Steinhügel. Die Frauen sind unverschleiert; aber sie fliehen, als sie mich kommen sehen, und verstecken sich hinter den Felsblöcken. Die Männer staunen mir nach; eine große Wasserkanne steht neben ihnen.

Mittags bin ich in Umugliani, einer hochliegenden Station. Sieben Stunden war ich gegangen. Nun sitze ich, wohl etwas müde, draußen vor der Kaserne, die

über den fruchtbringenden Feldern liegt. 1500 m hoch. Unter mir das Dorf. Die Türkenhäuser bestehen fast nur aus einem verwitterten, hohen Holzbach; die meisten sind so gebaut, daß sich das Haus an die Höhe lehnt und eine Wand ganz und zwei Wände halb gespart werden. Fenster sehe ich nicht, nur vorn ist ein schwarzes Loch, die Tür.



Die türkischen Bauern sind fleißig; sie rufen viel, machen einen großen Spektakel. Auf den primitiven Ochsenwagen, die sie sich selbst zimmern, ohne ein Stück Eisen zu verwenden, fahren sie das Stroh heim; solch ein Ochsenwagen kreischt und spektakelt mit den Menschen um die Wette; auf ein-

zeln Feldern steht noch das Getreide; es wird von weißen Gestalten gemäht. Auch hier arbeiten die Frauen mit den Männern; als ich vorhin den Weg durch die Felder ging, versteckten sich noch wohl einige, die meisten aber wandten sich nur, als ich in der Nähe vorbeikam. Einmal wandte auch ich mich nachher zurück, und ich sah ein schönes, braunes Gesicht mit blendend weißen Zähnen.

Ein Gendarm ruft mich zu Tisch. Hier gibt es nun tagaus und tagein nur Hammelfleisch. An Festtagen vielleicht wird ein Huhn geschlachtet. Eine Kuh sorgt für Milch, und sie ist natürlich der Gegenstand zärtlichster Sorge, der Stolz der Herren Gendarmen, der Schügling der Haushälterin und ein zu bewunderndes Objekt für die Türken.

Mit dem Wasser ist man sehr sparsam. Mir mundet in meiner Kanzlei nach dieser tüchtigen Wanderung alles köstlich.

Eine Stunde weit von hier liegt eine Alm. Ich habe selten ein Fleckchen Erde gesehen, das so fremd und zugleich so mütterlich heimisch war. Es kamen mir allerhand Vergleiche in den Sinn, um dies Landschaftsbild wiedergeben zu können. Es war nicht so, wie ich es in anderen Alpenländern fand. Ich könnte raten, daß ihr euch ein Miniaturniveau vorstellt, wie man es, aus der Vogelperspektive geschaut, manchmal in Museen

findet, und ich könnte sagen, in solch einem Niveau sitzt ihr, wenn ihr auf dieser Alm Siesta haltet. Ich will es euch weiter beschreiben: Ich bin in einer weichen Hügellandschaft, und alle diese Hügel sind Alme; sie sollten grün sein, jetzt sind sie braun verbrannt. Dann kommen tiefe Täler, in denen zwei Türkendörfer liegen; ein primitives Minaret guckt hinter einem grauen Holzdach hervor. Auf der ansteigenden Höhe steht ein schöner Laubwald, der wieder ausläuft in kleine Haine von tiefer Intimität, und dann rings in großem Bogen das Karstgebirge. Es liegt nicht weit. Ich stand vorhin am Fuß eines großen Plateaus und konnte mit meinen Blicken den schmalen Pfad verfolgen, der sich durch das Gestein hinaufwindet auf den unheimlich verlassen, sonnigen Berg. Den Übergang von der Alm zu dem öden, weiten Steinmeer, aus dem dieser Berg schroff aufsteigt, bildet ein letztes Dorf; ein paar Hütten sind es. Wieder im Viereck, etwa einen Meter hoch aufgetürmte Steine und darüber ein hohes Holzdach.

Auch die anderen hohen Berge liegen nahe. Sie wirken wie Berge auf Segantinischnen Bildern. Ja, an Segantini muß ich denken, an den großzügigen, elementaren Frieden, den ich immer von ihm mitnehme. Und auf dieser abgeschiedenen, wald- und felsumschlossenen Alm geht des Abends, wenn sich die Sonne neigt, ein

reges Leben. Hunderte von Schafen werden getrieben; sie kriechen hinauf und hinab. Buben und Mädchen spielen und rufen; die Buben tragen rote, runde Mützen, um die sie oft ein grünes Tuch geschlagen haben, und rotschimmernde Samaschen; die Mädchen umwehen weiße Tücher.

Ein Türke geht singend auf eines der verstreut liegenden Felder; sein kleines Mädchen trippelt hinter ihm her; eine handspinnende Frau in weiten Hosen hebt sich auf einem Hügel gegen den Abendhimmel ab. Dann geht die Sonne unter; der Karst schimmert rötlich; die kalte Steinöde hinter mir wird warm. Einen Steinadler sehe ich auffliegen, und siehe, da kommt ein geschorenes Lämmchen zu mir, und wir beide sehen zusammen in die sinkende Sonne. — —

*

Nach Sarajevo.

„Heute wird mich ein alter Türke begleiten. In der Frühe verabschiede ich mich von den Gendarmen, meinen freundlichen Gastgebern, und freue mich noch einmal über diese schöne und verschwiegene Fleckchen Erde.“

Es ist ein strahlender Sonntagsmorgen. Die Türken sind wieder fleißig bei der Arbeit. Die Herden ziehen wieder hinunter von Hirtenbuben und Hirtenmädchen getrieben. Der Buben rote Gamaschen, rote Jacken und rote Mützen leuchten fröhlicher als am Abend, und die schimmernden Tücher der kleinen Mädchen fliegen lustiger im Morgenwind.

Auf einem braunen Hügel steht ein Bursche und spielt auf einem Dudelsack seinen Schafen vor, bis er beim Weitergehen auf dem glatten Boden purzelt und samt seiner Pfeife für mich vom Horizont verschwindet.

So ist es eine muntere Wanderung über diesen friedlichen Hügel im Anblick der weißen Berge. Weit und still. In den Lüften stehen viele Raubvögel.

Mein alter Führer geht mir zu langsam, und seinem Pferd steckt der Sonntag im Kopf. Da bin ich bald voraus. Wie ich nach einer Weile umsehe, sitzt der Alte wie ein Pascha auf dem von mir gemieteten Pferd. Als er näher kommt, bedeute ich ihm, daß ich das nicht liebe, worauf er mir freundlichst den Holzsattel präsentiert; ich bedeute ihm, daß ich den auch nicht liebe, worauf er den Kopf schüttelt und Betrachtungen anstellt. So ziehen wir denn weiter; das Pferd mit meinem Gepäck, der verwunderte Führer und ich, der fröhliche Wanderer.

Nach ein paar Stunden kommen wir an ein Dorf. Ich möchte mir gern das Innere solch einer türkischen Hütte ansehen, und ich gehe deshalb auf einen braunen, weißgekleideten Bauern zu, der, die Sense über seiner Schulter, eben ins Feld gehen will. Nun weiß ich nur, daß man das Haus in serbischer Sprache cutcha nennt; das sage ich ganz stolz und zeige auf eine Hütte; der Türke nicht begeistert; dann zeige ich auf meine Augen; der Türke nicht begeistert; dann gehe ich auf das Haus zu; der Türke bleibt bei meinem Führer stehen und nicht gar nicht begeistert. Ich kehre also wieder um, und wir drei sehen uns an. Schließlich sage ich wieder cutcha; der Türke nicht wieder ganz verständnisvoll. Nun will ich aber doch das Haus sehen, und ich sage auf gut deutsch zu meinem Führer: Du bist ein grenzenloser Dummkopf, daß du auch nicht ein Wort deutsch verstehst, und ich bin ein Dummkopf, weil ich nicht serbisch sprechen kann. Beide Herren nickten ganz begeistert, als sie so schöne Laute von mir hören. Und dann stehen wir wieder und gucken uns an. Volapük, Weltsprache, wo bist du? Nach einer qualvollen, tribbeligen Viertelstunde gehen plötzlich dem Türken die Augen vor Freude über; er muß doch etwas von einem Gedankenleser in sich haben, denn er geht vorwärts, bedeutet mir mitzukommen, und richtig, wir gehen auf das Haus

zu. Mir ist zu Mute, als hätte ich eine schwere mathematische Aufgabe glücklich gelöst.

Bevor wir eintreten, ruft er durch die Türe, und ich sehe, wie eine weibliche Gestalt die Stiege hinaufhuscht. Einige Nachbarn kommen hinzu; vor allem kommt auch der Herr des Hauses. Ich erkenne ihn daran, daß er das Feuer anmacht, mir einen Holzblock zurechtlegt, damit ich mich setzen kann, und dann anfängt, den Kaffee zu bereiten. Es ist ein viereckiger, dunkler Raum, natürlich ohne Diele. Ich beschaue mir die Wände; man zeigt mir aus Dankbarkeit für das Interesse ein jedes Stück des ganz bescheidenen Hausgeräts, und dann trinken wir Kaffee und rauchen Zigaretten. Nach dem Kaffeetrinken werde ich in die ‚Stube‘ geführt; das ist ein anliegender, kahler Raum, welcher einen Fußboden hat, und wo die Hausbewohner nachts schlafen, wenn sie nicht am Herdfeuer ruhen. Tisch und Stühle fehlen; einige Kissen und Tücher liegen an der Wand. Der Hausherr präsentiert mir in einem Holznapf Honig, das feinste wohl, was er besitzt; um nicht undankbar zu sein, stecke ich meinen Zeigefinger in den Honig, lutsche ihn dann ab und schmunzele und sage mit Wohlbehagen: ‚Hm‘.

Den oberen Raum, der übrigens nicht groß sein kann, und ein rechtes Fenster nicht besitzt, sehe ich

natürlich nicht. Wie ich einmal hinaufschau, entdecke ich im Dunklen die weibliche Gestalt. Was für ein Ereignis mag das für die Frau bedeuten, Besuch eines Christen, eines Reisenden, und nun darf sie nicht dabei sein! O meine lieben Freundinnen, wie gut haben wir es doch!

Unsere weitere Unterhaltung beim Feuer besteht darin, daß mir der Hausherr die verschiedenen Gegenstände, die da herumliegen, in serbischer Sprache benennt, und ich sage, wie sie auf deutsch heißen. Das spricht er mir oft recht ergötlich nach. Auf diese Weise verleve ich eine angenehme Frühstückspause in der türkischen Hütte und ich habe mich am Ende wirklich sehr herzlich von meinem Gastgeber verabschiedet. —

Bergauf, bergab, über beschwerliche Steinpfade, bei großer Hitze, hie und da durch spärlichen Wald. Gegen 10 Uhr bin ich wieder in einer Gendarmeriestation. Vor mir, auf einem welligen Kamm, hebt sich ein weißschimmernder Obelisk vom blauen Himmel ab. Der Wachtmeister erzählt, daß an diesem Ort ein Postenführer mit neun Assistenten im Aufstand des Jahres 1882 gefallen ist. Er mußte gegen dreihundert Insurgenten kämpfen, die ihn und seine braven Begleiter umzingelt hatten.

Unten an einem münteren Bach liegen die Häuser des Dorfes. Es hat serbische Bevölkerung; alle Ein-

wohner bekennen sich zum griechisch-orthodoxen Glauben, wiewohl auch hier eine vermittelte Moschee, ganz verlassen und immer verschlossen, zum stillsten Sinnen einladet. Der Geistliche kommt nur her, wenn er seine Schafe oder sein Getreide einsammelt. Viele dieser Geistlichen habe ich noch nicht gesehen. Die mir begegnet sind, machten mir den Eindruck von Drohnen. Ihre langen, oft schmierigen Gewänder, ihre hohe schwarze Kopfbedeckung mag ich nicht leiden. Dabei gehen sie immer behäbig langsam, als wenn sie wirklich gar nichts zu tun hätten.

Auf den Höfen wird Korn gedroschen; es sieht besonders reizvoll aus, wenn man um diese Jahreszeit von der Höhe in ein bosnisches Dorf hinuntersteigt; auf den freien Plätzen vor den Hütten steht eine weißgekleidete Gestalt und treibt muntre junge Pferde in kleinem Kreise herum. So leicht und lustig scheint mir diese Weise, das Korn zu dreschen. Dann wird das Stroh abgeschüttet mit einer großzinkigen Gabel, und darauf nehmen weiße Gestalten, was zurückgeblieben ist, auf die Schaufel und werfen es hoch in die Luft; der Staub fliegt in leichter Wolke davon und das gereinigte Korn fällt auf den blizblanken Boden.

Ich stehe dabei und denke an unsere Dreschmaschinen. Sie sind viel praktischer, sie sind zeiter sparend,

sie machen ein schreckliches Getöse, und die Menschen, die daran arbeiten, schlucken viel Staub, und sehr viele Polizeiverordnungen müssen beobachtet werden, wenn sie aufgestellt sind. Ich will mich durch diesen Vergleich nicht als einen unmodernen Menschen hinstellen, sondern ich will nur sagen, daß ich mir eine Dreschmaschine hier noch gar nicht denken kann, und damit will ich den Eindruck wiedergeben, den dieses weltabgeschiedene bosnische Dorf mit seinen fleißig in hellem Sonnenlicht arbeitenden Menschen auf mich macht.

Nun kommt einer von diesen primitiven Holzwagen, mit acht tüchtigen Tieren bespannt, knarrend über den Weg. Schöne Frauen gehen neben ihm her; sie tragen weite schwarze Hosen und auf dem Kopfe die rote Serbenmütze mit einem leuchtend roten, hinten geknoteten und herabfallenden Tuch. Sie schreiten sehr stolz und königlich, und über ihren Stirnen glänzt ein reicher goldener Schmuck. Es kommt mir ungewohnt vor, wieder ungeniert in das Gesicht eines Weibes schauen zu können nach meiner Wanderung durch die Türkendörfer.

Um zwölf Uhr bin ich im Karst, der mit niedrigem Gestrüpp und Farren bestanden ist.

Ein türkischer Friedhof unter einem verwitterten einsamen Baum! Auf einem kleinen, dem Gestein müß-

sam abgewonnenen Stückchen Ackerland mäht ein Alter Gerste. Es ist sehr heiß. Dieser einsame Alte, der meiner gar nicht achtet, redet zu mir eine tiefe Sprache. Seine Bewegungen sind ruhig und gleichmäßig; sein Arbeiten in diesem öden Land dünkt mir wie Beten; das Sonnenlicht zittert um seine gebückte Gestalt. Ich fühle bei seinem Anblick, daß er kein Verlangen hat, meine Heimat zu sehen, daß er keine Vorstellung hat von Menschen, die in großen Städten, auf weiten, fruchtbaren Feldern wohnen, und ich fühle, daß er ruhig am Morgen die Sonne aufgehen sieht und ruhig seinen letzten Abend erwartet. Sein kleiner, spärlicher Acker liegt nahe dem Friedhof, auf dem man auch ihm einst seinen Turbanstein in den wilden Farren setzt. Dann wird sich niemand mehr um diesen Stein kümmern. Doch ich weiß es gewiß, gerade auf seinen Grabstein wird sich an einem schönen Morgen ein Wandervogel setzen und von der Welt und seinem fröhlichen Fluge ein Liedlein singen, und gerade dieser kleine Vogel wird sich an einem Sommerabend in meinen Birnbaum setzen, und wenn ich, in Erinnerung an meine Wanderung versunken, an dem leuchtenden Abendhimmel eine einsame weiße Wolke betrachten werde, dann wird er leise anfangen zu zirpen, und leise und geheimnißvoll, tief bewegend, wie eben nur

ein träumender Vogel in einem duftenden Blütenbaum singen kann, wird er singen, und dann werde ich doch noch mit diesem einsamen Alten hier, der meiner jetzt, versunken in seine Arbeit, nicht achtet, eine Zwiesprache halten; die weiße Wolke an dem leuchtenden Himmel wird meine Sehnsucht entführen in diesen verlassenen Winkel, und dann werde auch ich den alten Grabstein suchen; ich werde meine Hände auf den Steinturban legen, und ich werde beten mit diesem treuen Arbeiter um meinen Frieden. Noch aber bin ich jung; noch schafft mir die Ruhe ein unruhig Herz, und eine befreiende Zwiesprache können wir beide noch nicht haben.

* *

In Bad Sidsze.

Jenes Bild liegt hinter mir wie ein Traum. Ich bin vorhin an einem Rennplatz vorbeigekommen; ich höre Militärmusik; ich sehe gepuzte Leutchen; ich bin überhaupt wieder unter sogenannten Menschen. Ich schäme mich fast, und darüber ärgere ich mich. Ich schäme mich nämlich, weil ich einen gräßlichen Stoppelbart habe, mein Kragen schrecklich aussehen muß, weil ich das Gefühl habe, daß ich wie ein halber Wilder hier hineingeschnitten bin. Dabei ist es Sonntagabend.

Nein, wie mir die ganze Umgebung fremd vorkommt; alles ist mit Behagen und trinkt mit Behagen.

Ich sitze bescheiden in einer versteckten Ecke, und weil ich da sitzen zu müssen glaube, deshalb ärgere ich mich.

Mit einem recht primitiven Gefährt bin ich hier eingefahren. Just um die glühende Nachmittagszeit war ich in Tronovow. Hier liegt die Gendarmeriekaserne an einer Landstraße. Wie ich nach einem erquickenden Nickerchen in der Kanzlei da aus dem Fenster gucke, kommt ein Landauer angefahren; auf dem Boche sitzt ein Kutscher in schöner Livree, und in dem Wagen selbst sitzen jene vier Gaiuren aus Berlin, mit langen Alpenstöcken und zwei Photographenkasten bewaffnet. Da hatte ich wieder einen Vorgeschnack von der Kultur. Sie wollten die Trescavica besteigen, jenes schöne, gezackte sammetne Gebirge mit den weißleuchtenden Gipfeln, das ich gestern wie ein stilles, geheimnisvolles Land betrachtet hatte. Sie fuhren noch ein Stück Weges die Landstraße weiter mit ihrem Kutscher in Livree, mit ihren Alpenstöcken und ihren Photographenkasten.

Ach, ich werde ihnen noch wohl wieder begegnen. Sie scheinen mein Verhängnis zu werden.

Ich konnte natürlich keinen Landauer finden, nicht einmal ein einigermaßen leidliches Gefährt. Ich mietete

einen Wagen, auf dem man bei uns Vieh transportieren würde. In diesen Wagen wurde Stroh gelegt, und dann tanzte ich, obschon ich meistens lag, vier Stunden lang gen Zlibze.

„O wie schön,“ dachte ich da, „ist doch ein Wagen, der Federn hat!“ und alle Augenblicke mußte ich „hop!“ rufen; gegen diese Fahrt war ein Ritt auf einem hochtrabenden Roß eine sanfte Gondelfahrt. Dabei war es rührend heiß. Trotzdem aber machte ich Anstrengungen, die Gegend zu bewundern und mir einzubilden, daß ich so recht in Behaglichkeit den köstlichen Wald, die seltsam geformten und steilen Felsen bewunderte, bis ich mit meinem Gefährt in die Ebene kam, die weite Ebene von Zlibze.

Da hörte auch das auf; ich konnte nur noch groölen, und dann hielten wir stille.

Es war Sonntag in einem schon von der Kultur überzogenen Winkel. Dies war der Ort, wo ich meinen Jackettanzug tragen sollte, und wo ich mich zu Hause schon bei den Vorbereitungen der Reise stolz einherflanierend gedacht hatte.

Zunächst konnte ich das rechte Etablissement (man höre nur, wie schön dieses Wort lautet!) nicht finden, und ich kam zu einem Gasthaus, in dessen Garten viele betrunkene Menschen saßen, schäkerten und immer noch

mehr Bier tranken; aus großen Krügen tranken sie. Dann verlief ich mich, kam an eine Eisenbahnbrücke, die über einen schönen, breiten Fluß führt, und fand einen Sonntagsjäger, der mir den rechten Weg angab; und nachdem ich dann nochmals einen Garten durchquert hatte, einen Garten am Wasser, in dem wieder viele Menschen Bier tranken, die am besten nichts mehr getrunken hätten, kam ich in dies Etablissement.

Ein sehr schöner, lauschiger Park, stattliche Gebäude mit Lesezimmer, Wandelgängen und stillen Winkeln.

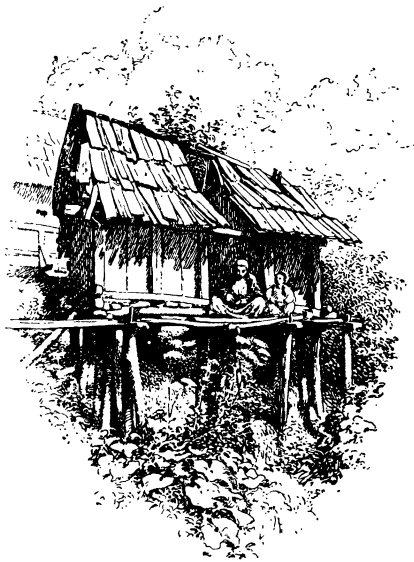
Wenn man so, wie ich es getan hatte, durch ein reines Naturland gezogen ist, allein, unfundig der Sprache und kommt dann in dieses Bad, so kann man sich wohl etwas verwundert an den Kopf fassen. Ich habe es jedenfalls getan und habe mir dann den stillen Winkel ausgesucht, von dem aus ich die Lage überschauen kann, selbst aber nicht allzu deutlich gesehen werde.

Die Kapelle spielt im Garten; hinter mir auf der weiten Veranda sitzt die Hautevolee von Sarajevo, viele Offiziere mit ihren Damen. Kleine elektrische Lampen stehen auf den Tischen, Kellner fliegen, und Amor macht auf dem schimmernden Rasen unter den breitfronigen Bäumen zivilisierte Purzelbäume

Mir gegenüber sitzen einige Geistliche, auch drei Klostergeistliche in lebhaftem Gespräch bei Bier und Wein.

Ein junger Vikar ist bedenklich lange eine Wassermelone. Der älteste Vater raucht seine vierte Zigarette; ich gönne ihm von Herzen sein Sonntagsvergnügen. Einige Offiziere setzen sich zu ihnen. Lustigere Weisen spielt draußen die Musik.

Gleich werde ich mit dem Zuge nach Sarajevo in die Hauptstadt fahren und hoffentlich meinen Freund noch heute abend finden.



Aufenthalt in Sarajevo.

Fast zwei Wochen, zwei schöne, unvergeßliche Wochen bin ich hier gewesen. Bei meiner Ankunft flatterte vor dem Hause meines Freundes die deutsche Fahne.

Ihr, meine Freunde, die ihr noch nicht so recht durch die Fremde gezogen seid, ihr wißt nicht, wie es einem zu Mute ist, wenn in der Fremde uns die alten Farben grüßen. „Zu Hause!“ summt du dann ganz leise für dich, erinnerst dich, daß du eine solche Fahne am Sonntagmorgen in deinem Vorgarten aufgezogen hast, wie oft dir schon diese Farben eine Festtagsstimmung zugeweht haben. Wenn du mit deiner Seele ausziehst, — ein Stück deiner Seele bleibt immer daheim, wo sich die Wege deiner Kindheit schlängeln, — und du auf dem hohen Meere fährst, so schaust du aus nach jedem Schiff, das dir entgegen kommt, und wenn du deine Farben siehst, dann fühlst du, wie eine leise Hand deine Wange streichelt; es mag die Hand deiner ersten Liebe sein, es mag die Hand deiner Mutter sein, es mag die Hand einer schönen Frau sein, die du das

Vaterland nennst. Und eine seltene Fröhlichkeit überkommt dich, aber das Geheimnis dieser ruhigen Fröhlichkeit läßt sich nicht ergründen, wie sich das Geheimnis alles Höchsten und Tiefsten nicht ergründen läßt.

Ich war daheim. — Johann, richtig, Johann stand vor der Haustür. — Er sagte: ‚Grüß Gott, Herr Doktor, es ist alles bereitet und . . .‘ Da fiel ich ihm in die Rede, lachend fiel ich ihm in die Rede und sagte: ‚Johann, ich kenne Euch, ich sah Euch schon im Traum während meiner ersten Reisenacht! Ihr wart da etwas magerer, aber Ihr wißt, daß ich gern Kaffee trinke, wie ich schlafen muß.‘ Und Johann lacht und nickt. Als seine Frau erscheint, frage ich sie: ‚Wo ist meine Ente?‘ Da lacht auch sie und sagt: ‚Im Hofe freut sie sich noch ihres Daseins und erwartet ihren Tod.‘

Fast zwei Wochen, zwei unvergeßliche Wochen habe ich hier gelebt. Und nun will ich euch danken, ihr vielen lieben Menschen, die ihr mich vergessen ließe, daß ich in der Fremde war. Herzig, das ist ein Wort, das ich am liebsten noch erfinden möchte, um euer Wesen wiederzugeben, ihr Österreicher!

Sarajevo hat mancher Fremde gesehen, und ich will es mir schenken, wie ein Reisehandbuch diese Stadt zu beschreiben. Ich will nur sagen, wann und wie ich sie am schönsten fand, und was sie zu mir redete.

An einem schönen Abend ging ich hinauf in das weitläufig gebaute Krankenhaus. Es ist ein großer Park mit verschiedenen stattlichen Häusern. In einem mit kostbaren Teppichen belegten und behangenen Raum saß ich beim Chirurgen und dessen Frau, einer trefflichen Kennerin des Landes und trefflichen Erzählerin, deren Bücher in Österreich rühmlich bekannt sind. Sie hatten mich vorher in den weiten Garten geführt, und von einem Hügel hatten wir hinunter in das Thal der Miljacka geschaut.

Da lag Sarajevo, die Perle, zu unseren Füßen. Die hohen Häuser der modernen Stadt am Flußufer schimmerten; rings um sie herum auf den grünen, baumbestandenen Hängen schiefen die kleinen Türkenhäuser, und wohl vierzig schlanke Minarets sahen wir nach dem Himmel zeigen. Und wie wir standen und bewunderten, tönte der Ruf des ersten Muezzin, ihm folgten die andern; ein wunderbar weicher, flagernder, flehender, eindringlicher Ton ging durch die Abendluft, als diese vielen Stimmen der für uns unsichtbaren Rufer in einander verschmolzen und zu uns herüber sangen: „Kommt und betet zu Gott!“ Wir hörten keine Worte. Ein Klang, eine große Mahnung, eine große Sehnsucht, ein Singen der Menschenherzen, das aus der Stille des Abends, aus den letzten Strahlen des

untergehenden Tages geboren war; aus jedem Dache flog es auf, Blätter und Blüten summten es mit, der Nasen strömte es, und die Lüfte zitterten es aus: „Kommt und betet zu Gott!“

„Die Bosnier waren allezeit gottesfürchtig, welcher Religion sie auch angehörten,“ so erzählte mir meine liebenswürdige Gastgeberin. „Mit diesem Grundzug rechneten auch die Osmanen. Sie bauten den neuen bosnischen Mohammedanern Gotteshäuser und Stiftungen in großer Anzahl; sie bauten ihnen Brunnen und sorgten dafür, daß auch ihnen bald ein schönes Antlig, ein süßer Duft und fließendes Wasser der Inbegriff des Lebensgenusses wurde.“

„Die mohammedanischen Bosnier sind sehr gott ergeben,“ erzählte mir weiter meine Gastgeberin. „Sehr schwer haben sie sich daran gewöhnt, einen Arzt zu konsultieren und seine Anordnungen zu befolgen. Sie sehen nicht ein, warum sie noch leben sollen, wenn Allah es für gut hält, daß sie sterben.“

Ja, ich hörte sonderbare Geschichten. Eine Frau war in der Klinik, und weil die Kinder zu Hause nach ihr verlangten, kam der Mann, sie wieder heimzuholen. Es wurde ihm bedeutet, daß dies nicht tunlich sei und große Gefahr bringe. „Meine Frau gehört in mein Haus, und wenn sie dort sterben soll, so wird sie dort

sterben,' sagte der Mann ohne Aufregung und nahm seine todfranke Frau auf den Wagen und lächelte über die Worte des schier verzweifelnden Arztes, daß sie durch eine Operation gerettet werden könne.

‚Es sind liebe Frauen, die Mohammedanerinnen,‘ sagte weiter meine Gastgeberin; ‚ich komme oft in ihre Häuser; sie sind demütig, bescheiden, dankbar und im allgemeinen zufrieden. Sie leben in einer andern Welt.‘

Und noch vieles andere hörte ich an jenem Abend von diesen Kennern des Landes, das mir die Mohammedaner sympathisch machen mußte. Ich erinnere mich jetzt auch, einmal einen Ausspruch eines Missionärs gelesen zu haben, welcher mit dem übereinstimmt, was mir da berichtet wurde. Der Missionär sagte: ‚Wenn wir Christen die Frömmigkeit der Mohammedaner hätten, wie vieles Schöne und Gute mehr würden wir leisten!‘

Eine Eigenschaft der Türken habe ich hier sehr bald angenommen, Ruhe und Gleichmut; deshalb ist es mir auch gar nicht eingefallen, mich alle Tage an den schönen Schreibtisch meines Freundes zu setzen und fein säuberlich zu Papier zu bringen, was ich sah und hörte. Kauft euch andere Bücher über Bosnien! Darin werdet ihr so viel hören, daß ihr auf eurer Hochzeitsreise oder Ferienreise schon hierher findet.

Ich schlemmte hier so meine Tage hin. Des Morgens kam Johann mit dem Frühstück; wenn ich meinen Traumjohann leibhaftig vor mir sah, dann wurde mir gleich behaglich zu Sinn. Er führte sie immer wieder ein die bunte Reisegesellschaft, den feinen Sachsen mit der Bügelfalte, den furchtbaren Sachsen mit dem Strohhut, den armen Zahntechniker, den glücklichen Bräutigam und den guten, kleinen Holländer mit den kleinen Zigarren. Sie vertrugen sich hier vortrefflich.

Nach dem Frühstück ging ich durch eine stille Gasse, an dem Miljaktkaufer über den Quai, an dem stattlichen Herrenklub und dem lauschigen Militärfasino vorbei, enge Gassen hinauf in die Türkenviertel. Und dahin werde ich, wenn ich wieder daheim bin, in stillen Stunden wohl die größte Sehnsucht haben.

Schon von Jezero und Joice her wißt ihr, wie ich die Straßen liebe, in denen kein Wagen fährt, kein Menschenruf tönt, keine bunten Blumen am offenen Fenster stehen. Und hier sprach der seltsame Friede noch mehr zu mir; denn die Straßen waren breiter, der Häuser waren viel mehr, und zu meinen Füßen lag ja eine Stadt mit elektrischen Bahnen, mit einem Klub, einem Kasino, großen Hotels, Synagogen, einem Dom, einer protestantischen Kirche, eine Stadt mit vielen stattlichen Regierungsgebäuden. Und hier war

eine weite Gartenstadt. Wenn ihr sie in der Nacht besucht beim Mondschein, wie ich es getan habe, dann glaubt ihr, der Welt ganz entrückt zu sein. Über den Holzzäunen sah ich die Kronen alter Bäume. Ich mußte es, kein Garten ist hier von sorgsamem Gärtnern gepflegt; sie alle sind wilde, und keines Vogels Singen habe ich aus ihnen gehört.

Hier wanderte ich ganz allein. Die Männer waren schon in der Garcija und hatten ihren Laden und ihre Werkstatt da geöffnet. Die Frauen waren daheim, hinter den vergitterten Fenstern, unter den Bäumen im Rasen der versteckten Gärten. Selten nur sah ich eine tief verschleierte Gestalt, gefolgt von einer verummten Dienerin, den Weg in die Stadt hinuntergehen.

Die Frauen hier gehen rasch; der Herrin Füße sind zierlich, und die behandschuhte Hand, die den Sonnenschirm hält, ist klein; die Dienerinnen tragen ein schweres, blaues Gewand und gelbe Stiefel.

Zuweilen auch kamen kleine Mädchen mit der Wasserkanne, um zu dem Straßenbrunnen zu gehen; feine zarte Gesichter; ihre Fingernägel sind rot gefärbt, auch ihre Haare; die kleineren spielen auf dem Wege; die größeren sind schon halb verschleiert; sie sehen mich nicht an; sie gehen leicht und unnachahmlich elastisch.

Nur einmal hat mich ein vierzehnjähriges Mädchen staunend eine Weile betrachtet. Ich saß vor dem Garten ihres Elternhauses und blies auf meiner Flöte in den Sommermorgen hinein. Das Haus liegt abseits der Straße, man kommt zu ihm durch einen grünen Gang. Von da hatte ich einen köstlichen Blick, erst auf einen Friedhof, tiefer auf die schwarzen Dächer der Türkenhäuser in den Gärten, dann unten auf die Stadt und jenseits des Flusses wieder auf gleiche Häuser, die bis hoch hinauf ganz verstreut zwischen den Bäumen liegen, eines noch heimlicher als das andere; über ihnen steigt höher und höher das Gebirge. An diesem Morgen war der Himmel von einer zauberhaften Bläue, und das Gebirge schimmerte in zartestem Grün. Zu meiner Linken zogen im Halbkreis die weißleuchtenden Steinberge, auf denen in Festungswerken Soldaten wohnen. Die Linien des Gebirges sind weich; das Bild erinnerte mich an die schöne Stadt Tirols, in die vom Hoferdenkmal der Wanderer hinunterblickt, und doch wieder ist es ganz anders, weil der Hauch des Orients über dieser einzigen Gebirgsstadt ausgebreitet ist.

Hier saß ich also und blies auf meiner Flöte Heimatlieder, da kam das kleine Mädchen und hörte zu und sah mich an. Ich nannte es im stillen Suleika. Mit den zierlichsten Händen hielt sie ihr Tuch; ein paar

gefärbte Lösschen fielen auf ihre Stirn, und ihre strahlenden Augen dankten für diesen Morgengruß. Dann ging sie den grünen Gang hinunter; an der Ecke sah sie noch einmal auf mich zurück, ganz staunend und so sonderbar fragend, daß ich tief traurig wurde. Woher kommst du, fragten ihre Augen? Kommst du von lieben Menschen? Würden die auch mich gern haben? Muß ich mich vor euch fürchten? Und halb gewendet, mit diesen staunenden und fragenden Blicken entwand sie meinen Augen. Da wurde ich tief traurig. Ich lebte in Gedanken das einsame, freudenlose Leben dieses Menschenkindes, und ein Lieblein ging mir durch den Sinn, das eine wehmütige Weise hat und das mir ein liebes Mädchen einmal vorgesungen hat:

Wenn auch die Menschen sagen,
 Sie müßten mich beklagen,
 Weil ich unglücklich bin:
 Es brachten Sommerzeiten
 Mir süße Seligkeiten
 Und tröstlichen Gewinn.

Sie sind demütig, ergeben und dankbar, die mohammedanischen Frauen; so sagte doch die Frau des Chirurgen, die ihre verschlossenen Häuser besucht.

O Freunde, laßt uns in der Jugend doch lieber der Sonne entgegenziehen und alle Furcht, daß wir

uns die Flügel unserer Seele versengen könnten, soll die fröhliche Hoffnung unserer Herzen besiegen!

Aus dieser stillen Gartenstadt stieg ich dann hinunter und durchwanderte den Markt.

Da war ich mitten im echt orientalischen Leben. In der einen Gasse sitzen die Bäcker, in der andern die Schuster, in der dritten die Kupferschmiede, in der vierten die Deckenhändler, und so geht es weiter. Die Kupferschmiede hört man schon von weitem hämmern, und wenn ihr durch ihre Gasse geht, und wenn es euch so fröhlich und munter in den Ohren klingt und ihr die schlanken Kannen, die feinen Teller mit zierlichen Arabesken seht, dann überkommt euch eine solch herzliche Freude an dem Kunstwesen, daß ihr ganz sicher wieder umkehrt und euch ein bißchen in das Mittelalter hineinträumt und mit Hans Sachsens Gefellen Arm in Arm spaziert, bis ihr zufällig auf einen langen Araber stößt, der auch von anderen Ländern träumend seinen Kopf in die Luft steckt. Ihre Fahnen und ihre Rosschweife, mit denen sie vor den Bezieren ausrückten, haben die Zünfte verloren, aber von vielen alten Gebräuchen werden sie sich so bald nicht trennen.

Immer noch umgibt euch das Leben des Bazar's wie ein hunder Teppich. Wenn ich es euch recht lebendig vor Augen führen wollte, so müßte ich sagen:

Denkt euch, wie es in einer Schneiderwerkstatt aussieht, in der ihr euch beim Meister einen Anzug anmessen laßt! Denkt euch, was alles beim Schuster herumliegt, wenn ihr ihn besucht und nach euren Leisten fragt! Denkt euch einen Uhrmacherladen, eine Bäckerei und alles, was es sonst an Handwerkern und kleinen Kaufleuten gibt! Allen diesen Leuten seid ihr auf einem Gang von zehn Minuten so nahe, daß ihr ihnen die Hand geben könnt und fragen: „Na, Meister, was soll denn das werden, arbeitet euer neuer Geselle gut?“ Dann denkt euch weiter, daß der Meister fast immer Besuch haben wird von irgend einem Freund, Nachbarn oder sonstigen Herrn, der mit ihm eine Zigarette raucht, mit ihm eine Schale Kaffee trinkt, und daß alle Meister aussehen, als arbeiteten sie eigentlich nur so etwas zum Vergnügen! Die Gassen, in denen euch dies lebendige, bunte Bild wie ein leuchtender Teppich umweht, sind eng und heiß, und um die Morgenstunden drängen sich auf ihnen die Menschen in schillernden Gewändern. Selten kommen Frauen; beim Bäcker oder Obsthändler steht wohl eine tiefvermummte Gestalt. Mit Behagen ißt man seine Wassermelone; ein Limonadenverkäufer zieht mit einem schellenbaumartigen Ungetüm herum, und an einem Brunnen liegen Menschen, die von der Sonne schlemmen und durch ihr

Vorhandensein ein schönes Lied vom dolce far niente singen.

Ich stand hier in kühlen Gewölben und habe Decken gekauft für unser demnächstiges Lagerleben; ich habe mir da mit meinem Dolmetscher eine gute Büchseflinte erstanden, und ich habe herrliche, gestickte Tücher in Gemütlichkeit erhandelt für Menschen, die ich gern habe, für meine deutsche Sommerwohnung, die in blühenden Feldern liegt.



Dieser Laden mit den goldgestickten Tüchern, den ich gern aufsuchte auf meinem Morgengang, liegt nahe einer prächtigen Moschee, die ein großer Pascha sich zum

Ruhme erbaut hat. Mitten im Gewirre des gewerblichen Lebens ein heiliger, stiller Platz. Eine uralte Linde breitet ihre schimmernden, sonnendurchglühten Zweige über einen vielarmigen Brunnen, der auf dem eingegitterten Hof den Menschen Kühlung spendet. Auf diesem Hof steht auch eine Bank, und um die Gebetsstunde saß ich auf dieser Bank und — erbaute mich. Es kamen Männer in reichem Pelz und legten ihn ab, es kamen arme Handwerker, Fuhrwerksbesitzer mit schwerer, goldener Kette auf dem gerundeten Leib; sie setzten sich nacheinander auf die einzelnen erhöhten Steine vor den Brunnenarmen und wuschen sich Füße, Hände, Hals, Ohren und Kopf, und dann gingen sie zur Vorhalle der Moschee und in die Moschee; ich sah ein kleines Heer von Schuhen und Dpanken; auch diese vielen sprachen eine sonderbar schöne, fromme Sprache; ich sah die vielen Verbeugungen, sah, wie die Menschen in Reih und Glied aufstanden und niederknieten und den Boden mit dem Kopf berührten.

Glaubt mir, meine Freunde, auch dieser Gottesdienst ist erhebend, wenn ich auch ein ganz klein wenig gelächelt habe über die feine Absicht, durch ihn zugleich für den Körper zu sorgen. Aber ich dachte, unser Körper ist das Gefäß unserer Seele; ihn rein halten und auf seine Schönheit achten, ist edel.

Nur fünf Minuten von dieser Moschee liegt die Franz-Josefsstraße. Da findet ihr moderne Häuser, Hotels mit einem Café, Pilsener Bier, Läden, in denen ihr die schönsten bunten Postkarten kaufen könnt. Ich habe solche gekauft und sie euch geschickt, und nun wißt ihr, wenn ich sie geschrieben habe, waren meine Gedanken bei den stillen, verschwiegenen Türkenhäusern da oben und bei den bunten, wechselvollen Bildern des Bazars und seiner heimlichen heiligen Insel.

Nahе dieser Straße liegt auch der Dom, in den ich dann eintreten mußte, um meiner Seele die Heimat zu zeigen; nahe dieser Straße liegt auch die griechische Kathedrale mit ihren vielen bunten Heiligenbildern.

Und dann ging ich zum Quai, an dem am Nachmittag der griechische Bischof promenierte, an dessen Ufer die Kuppeln der Synagoge leuchten und die deutsche protestantische Kapelle in edler Schlichtheit steht. Da ging ich zweimal auf und nieder, und eine tiefe, große, aufrichtige Menschenliebe habe ich in mich aufgenommen. Haltet mich ruhig für zu weitherzig, ich glaube an die Aufrichtigkeit der Überzeugung aller Menschen und diesen Glauben werde ich mir so leicht nicht nehmen lassen. Ich sagte so manchem Menschen schon, daß er Wärme habe und ein liebes Herz; dann schwand die starre Rinde. Ich sagte so manchem Menschen schon, daß ich

an seine Ehrlichkeit glaubte; dann schüttete er mir sein Herz aus wie ein Kind. Wir alle sind edel geboren!

Es dünkt mir seltsam, nun zu sagen, daß ich nach meinem Spaziergang am Quai in den Klub ging; macht also hinter dem Aufzeichen eine lange Pause, und wenn ihr euch darüber klar geworden seid, ob das richtig oder unrichtig ist, was ich sagte, dann setzt euch mit mir an den sauber gedeckten Tisch im Klub zu Sarajevo.

In diesem Hause ist es so behaglich wie im schönsten Klub an der Princeßstreet zu Edinburgh. Daß wir hier eine nicht uninteressante Mittagsgesellschaft hatten, ist eigentlich selbstverständlich. Der kleine italienische Vizekonsul hatte Heimweh nach seinem alten Kulturlande und den schönen Römerinnen; ein ebenso kleiner Japaner erzählte uns, daß es auch in Japan noch Urwälder gebe, die er nach bosnischen Mustern beforsten wolle. Tüchtige Beamte gaben mir interessante Aufschlüsse über Land und Leute, und immer, wenn ich nach dem Mittagessen hinausging und der kleine Schuhpußer mir seine türkische Referenz machte, war ich um ein Stückchen klüger geworden.

Nachmittags saß ich daheim und abends bei lieben Menschen. Ich grüße dich, du fröhliches, blondes Mädchen! Ich grüße euch, ihr heiteren ungarischen Junfer, mit

denen ich gezeitigt und gesungen habe! Ich grüße die Stunden, in denen ich in eurem Heim, ihr lebenslustigen Soldaten, bei den Klängen des Gzardas lebendig geworden bin! Ich werde dich nicht vergessen, du schwarzhaariges, junges Kind, wie du ganz von den Tönen berauscht tanztest und mit den Augen die weiten Steppen deiner Heimat suchtest! Ich werde ihn wieder gehen, den schönen Abendgang nach dem stillen Gasthaus auf der Wiese, und Erzellenz, bei Euch werde ich wieder meinen Tee trinken und ungarische Lieder summen.

* *

Von Sarajevo in den Sandschak.

Wir haben einen Dolmetscher, ein Zelt, dicke Decken, gute Flinten, und der Proviant ist eben verpackt. Johann pustet; mein Freund zieht sich seinen Besuchrock an, Herr Curtic, unser Sprachrohr, zieht noch einmal den Strick fest, und dann sind wir fertig: der Wagen wird morgen bei Tagesgrauen vor unserem Hause stehen.

Es ist ein schöner Abend. Ich gehe noch einmal in die stille Gartenstadt hinauf; ich setze mich wieder vor jenes einsame Haus und pfeife in zierlichen Varia-

tionen ein Abschiedslied. Ich kann die Naivität der deutschen Sangesbrüder nicht verleugnen.

Dann wiege ich mich in Träumen und halte eine stille Rede an meine Sehnsucht. Ich sage ihr: Du mußt nie glauben, daß du nicht finden wirst, was du suchst; wenn ein echter Jäger nach einem Tage, an dem er nichts gesehen und nichts geschossen hat, durch das letzte Feld geht, so denkt er, daß sie gleich auffliegen wird die Kette burrender Hühner. Aber du hast Blumen an deinem Wege gefunden, und du sollst sie nicht fein säuberlich zerpflücken diese Blumen; laß sie blühen, duften und ohne Leid verwelken! Und nun freue dich über das unbekannte Land, das da weiter im Süden liegt, und wohin ich dich morgen führen werde! Gib obacht, wie töricht die Menschen sind, die da sagen, daß überall die Bäume sich gleichen, die Felsen sich gleichen, der Himmel derselbe ist! Nichts ist gleich; jede Blume hat ihre eigenen Augen, jede Wolke ihre eigene Sprache, jeder Weg bedeutet eine kleine Welt für sich. Wie die Blüte nicht fragt, ob sie blühen darf, wie der Baum nicht fragt, warum er wachsen soll, wie das Kind nicht denkt, warum es lachen soll, so frage nicht, ob jenes Land dir geben wird, was du in ihm suchen willst! Du bist das Leben, und jetzt ist für dich Frühlingszeit.

Und die Worte, die ich mir in jungen Jahren über das rosenberankte Thor meiner schönsten Zeit geschrieben hatte, rufe ich mir als Geleitwort für morgen in das Gedächtniß zurück:

„Pflückst du fröhlichen Herzens dir Blumen im Lenz des Lebens,
Schmückt noch ein blühender Kranz dir dein ergrauendes Haupt.“

Das ist nun längst ein Spruch geworden, meine Freunde, der auch über dem Thor steht, das in einen verschwiegenen Garten führt, darin die Blumen der Dankbarkeit unverwelflich blühen und duften; denn immer hat mich einer von euch in das blühende Land geleitet, immer hat mir ein lieber Mensch die fröhlichen Farben gezeigt.

*

In der schönsten Possenkutschensstimmung packen wir unsere Koffer und Bündel auf den Wagen. Wir wundern uns eigentlich darüber, daß wir all das Gepäck nötig haben. Zum Schluß bringt Johann noch eine Hutschachtel und einen Sack voll Hafergrütze; ich zünde mir meine Morgenzigarre an, und dann fahren wir ab. Mein Freund, unser Dolmetscher, und ich. Es ist sehr frisch, beinahe kalt. Wir haben erst eine zweitägige

lange Wagenfahrt vor uns bis Plevje; da hört die Landſtraße auf.

Als die Stadt mit ihren verſchlafenen Häuſern und ſehnfüchtig wartenden Minarets hinter uns liegt und wir zwiſchen den kahlen Bergen ſind, ſehen wir vor uns in der Ferne ein bewaldetes Tal, darin der Morgennebel ſich eben lagert.

An unſern Wagen tritt ein Fiedler, dem die Glieder ſchlottern; er ſtreicht ſchrecklich auf ſeinem Inſtrument und geht dann ſchleunigſt wieder in die am Wege liegende wärmende Hütte. Solche Aufwartung wiederholt ſich etliche Male. Sonderbare Speckmuſikanten, die uns um 5 Uhr morgens mit ihren Mißklängen begrüßen. In vier Tagen iſt in einem Ort, den auch wir ſehen werden, ein großes Marienfeſt. Und ſchon heute werden die Serben in feſtlichen Gewändern über die Straße wandern von nah und fern, wie einſt die Griechen zu den olympiſchen Spielen. Und dann ſtehen die Geiger und Trompetenbläſer am Wege und verdienen Wein und Geld.

Wir fahren jetzt in einen Winkel des boſniſchen Landes, in dem, wie die Frau Doktor ſagte, die alte ſerbische Kultur ſtill in Schvermut untergegangen iſt. An ſolchen Tagen aber blühen wohl die alten Blumen wieder auf, und der Guſlaſpieler ſingt in eintönigem

Gesang von Kraljevic Marko, dem gewaltigen serbischen Nationalhelden, und der stillste Dorfpope träumt unter seiner Kastanie von der Weltmission des orthodoxen Glaubens und des serbischen Volksstammes, wenn er die tausende von Wallfahrern an sich vorüberziehen sieht; träumt sich siebenhundert Jahre zurück in die Zeit des heiligen Sava, wo die Klöster das Land beherrschten. Sie ist untergegangen mit all dem Glanz ihrer prächtigen Gewänder, die altserbische Kultur. Nur die Sonne, in der die goldenen Brokate und die goldenen Bischofsstäbe leuchteten, die blieb immer dieselbe, und sie läßt die Blumen auf den Almen blühen und die Wälder auf den Höhen grünen wie damals.

Um 8 Uhr ist es Sommer geworden. Wir sind beträchtlich gestiegen. Zu unserer Linken liegt im schimmernden Licht die Romagna. Hinter diesem Kamm weiß ich jene Hochebene, wo zu viele brave österreichische Jungen den Heldentod gestorben sind. Ihnen allen hat das unbekannte Land nichts gegeben als den Tod. Wir, die wir nun die Schönheiten in Ruhe genießen, sollten an sie denken, ihnen danken und uns tief durchdringen lassen von dem großen Geheimnis, daß wir alle nur Werkzeuge sind, um dem großen Gang der Weltgeschichte zu nützen. Klein für uns, groß in der Gesamtheit; und doch mag ich nur die Seele des einzelnen

Menschen lieben. Das ist so seltsam, daß Menschen für das Leben Großes leisten, wenn ihre Hände in gemeinsamer Arbeit schaffen, daß ihre Seelen groß werden, wenn sie einsam wandern.

Mittags sind wir in Pace, einem kleinen Ort mit einem Gasthaus. Auf der Straße stehen noch drei Reisewagen in der Sonne. In dem fliegenreichen Gastzimmer sitzen rund um mich herum Serben, darunter ein sehr schönes, junges Mädchen. Unser Führer schreibt Postkarten, und mein Freund schläft irgendwo im Walde. Der Bau der Bahn, die schon bald von Sarajevo nach Plevlje führen soll, hat Leben hierhin gebracht, und es gibt einige Ingenieure und Techniker, die man Stammgäste nennt.

Um 3 Uhr sind wir 1200 Meter hoch. Der Wind pfeift, und das weite Land vor uns spricht eine fremde Sprache. Zum ersten Male sehen wir den mächtigen Dormitor neben den nördlichen Gipfeln des Sandschak vor uns; über die näheren hügeligen Waldberge zieht düsteres Regengewölk. Auf dem Gipfel liegt zu unserer Rechten eine kleine Militärstation, deren Kommandant, ein Wachtmeister, eben in das Land hinausschaut, und in einer kümmerlichen Kantine, vor der wir rasten, verzapft eine alte Frau Wein, der sauer ist wie Essig.

Und im Anblick dieser stolzen Gipfel, die unser Ziel sind, an deren Fuß wir unser Zelt aufschlagen

wollen, fahren wir den Nachmittag weiter nach Gorazda.

Einmal habe ich noch Rast gemacht. Unter uns am Wege sahen wir ein buntes Zigeunervolk; das habe ich besuchen müssen. Nie sah ich häßlichere und schönere Frauen als vor diesem Zelt, das in seiner Dürftigkeit kaum vor dem ersten Regen schützen konnte. Unter dem Dach lagen zwei uralte Frauen wie Mumien, daneben stand ein Weib; ich glaube, es war die verkörperte Schönheit seines Geschlechtes. Die Hände aller andern streckten sich mir verlangend entgegen; nackte, kleine Mädchen und Buben purzelten vor lauter Aufregung, und sie alle schrien und wollten Geld von mir. Und dann nahm eine von den bittenden Frauen meine Hand und weißsagte mir sehr geheimnisvoll und sagte, daß ich Freunde hätte, die mir nicht wohl wollten; das war nun freilich das Dümme, was sie mir sagen konnte. Und ich hätte sicherlich laut darüber gelacht, wenn nicht dieser Hintergrund vor der schreienden Versammlung gewesen wäre, die beiden Uralten im Zelt, die ganz stumpfsinnig vor sich hinsahen, und jenes wunderbar schöne Weib, das ganz ruhig stand und mich betrachtete. —

Gorazda ist ein kleines, anscheinend sauberes Städtchen, wo wir uns recht behaglich fühlen, wo wir uns rasieren lassen, einen Abendbummel durch die Straßen

machen und gut verpflegt werden. Es liegt an der Drina.

Spät noch ſtehen wir hier auf der Brücke und ſchauen über den breiten Strom, der im Mondlicht glitzert. Aus dem Wald des Ufers ſchimmern die Minarets. Es iſt alles wunderbar fremd und wunderbar geheimnißvoll.

*

*

*

Mein Freund ſchimpft in der Küche, nachdem er biſſlang eine ſtoische Ruhe an den Tag gelegt hat. Er proteſtiert übrigens gegen meine Behauptung, daß im Schimpfen eine Unterbrechung der Ruhe liege, denn ... und dann folgt ein lange Erörterung, die uns über die Wartezeit hinweghilft. Es iſt halb 5 Uhr morgens, und um 4 Uhr ſollte unſer Frühstück fertig ſein. Um 4 Uhr aber ſchlieſ noch alles, und wir mußten unter großen Schwierigkeiten, die ſolch ein ganz unbekanntes Haus mit ſich bringt, den weckenden Hausknecht ſpielen.

Nun ſißen wir und warten. Nach der philoſophiſchen Erörterung über die Ruhe und ihre Unterbrechung folgt eine Pauſe; mein Freund ſpielt mit einer weißen Kage; unſer Sprachrohr trinkt zur Morgenſtärkung einen

Slivovic; die dicke Wirtin walzt wie eine Wegwalze durch Küche und Stube; ein junger Mann in einem langen Regenmantel und mit einem großen Photographenkasten versuchte eine illustrierte Zeitschrift zu lesen, schläft aber jetzt, und dieses Bild läßt uns eine Aufregung geradezu unbegreiflich erscheinen. Der junge Mann ist ganz gewiß ein englischer oder ein amerikanischer Reporter. Von der Wand guckt Erzellenz Mbori, der Landesherr, aus einem schäßigen Rahmen auf uns herab und macht ein ganz offizielles Gesicht. —

Die Stunde Verspätung hat das Gute, daß wir bei Tageslicht über den breiten, grüßenden Strom fahren und gleich in köstlicher Morgenwanderung genießen können. Licht und Landschaft sind, wie Hans Thoma sie liebt, und wie ich rüstig ausschreite, wollen mir die schönen Verse vom Pfarrer in Cleversulzbach gar nicht aus dem Kopf; immer summe ich:

„Am frischgeschnittenen Wanderstab,
Wenn ich in der Frühe so durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab — — —“

und unter den munteren Rhythmen dessen, der mit seiner nachfühlenden Liederseele diesen Poeten wie kein anderer verstanden hat, ziehe ich durch die schöne Welt nach — einem Wallfahrtsort, nach Cajnice, dessen wundertätiges Marienbild eben Tausende von frommen Seelen über-

morgen dieſen ſelben Weg führen wird, den ich in ſtiller Begleitung von drei tiefen deutſchen Künſtlern gehe. ‚Die Stadt der Wunder‘ nannte es die Frau Doktor, als ſie mir von dieſem letzten Winkel Boſniens erzählte. ‚Troſt und Hilfe bei dem Gnadenbild ſuchen Chriſten und Mohammedaner. Tag und Nacht liegen zur Wallfahrtszeit Kranke und Sterbende auf den Fliesen; unaufhörlich rieſeln die Gebete von den härtigen Lippen der Väter, und in dem Dunſt der ungezählten Wachskerzen ſcheint ſich das dunkle Antliß Marias zu beleben, das groß und ernſt aus ſeiner koſtbaren, überreichen Silberzier auf die arme Menſchheit herniederſieht. Unzählig ſind die Wunder. Droht dem Volke Gefahr, Noth, Krankheit oder Krieg, ſo blinken Tränen in den Augen der Gottesmutter.‘

Sie alle lieben es. Als das Gnadenbild vor vierzig Jahren in ein anderes Kloſter hat gebracht werden ſollen, haben ſich die Mohammedaner mit bewaffneter Hand widerſetzt.

Aber auch ihre alten Legenden durchranken die Geſchichte dieſes Winkels.

In einem der letzten Häuſer wohnte der mohammedaniſche Fromme Murad Debija, und da wurde er begraben. Als das Haus nun einſtmals in Brand geriet, erhob er ſich aus ſeinem Sarkophage und floh davon und wartete, ob die Menſchen ihm ſeine Grab-

stätte in alter Heiligkeit wieder herrichten würden. Wo aber auf seiner Flucht ein Schweißtropfen von seiner Stirne auf die Erde fiel, da sproßte die Daphne Blagayna, jene seltene Blume, die wie ‚Mädchenseele‘ duftet und die nun im Frühlinge fromme Menschen ihrem Heiligen auf das Grab legen können.

Und eine halbe Tagesreise von hier nach Westen zu liegt mitten in Maisfeldern eine schöne, bunte Moschee. Vor dreihundert und mehr Jahren ging der arme Hussan den vielbegangenen Weg durch Altserbien nach Konstantinopel, um da sein Glück zu versuchen. Als er mächtig und reich und der Nazir des Sultans geworden war, kam er zurück. Und wie er wieder den alten Weg ging, sah er auf dem Felde seine alte Mutter; die erkannte ihn nicht, als er im langen Bart, im prächtigen Gewande, von seinen Dienern umgeben, vor ihr stand. Als er ‚Mutter‘ zu ihr sagte und ihr recht tief in die Augen blickte, hat sie die Freude des Wiedersehens getötet. Der Sohn aber setzte ihr zu Ehren eine stattliche Moschee und ließ sie mit bunten Bildern ausmalen. Ein schönes Denkmal der Liebe steht sie nun nach vielen Jahren noch inmitten der Felder von Foča.

Die Moschee kann ich nicht besuchen, aber ich sehe sie vor mir, leuchtend, strahlend in der Sonne, und irgendwo in ihrer Nähe, vielleicht unter einem Baum,

vielleicht an einem Brunnen, vielleicht am Rande des letzten Feldes wird ein lichter Engel sitzen, dessen Sprache alle Menschen verstehen, alle, auch sie, welche gar nicht an die Engel glauben wollen, und er wird ein wunderschönes Lied singen. Seine Augen kennen das Leid der Welt; denn den, den Gott zum Engel der Mutterliebe machen wollte, ließ er vorher leiden und weinen.

Das dunkle Marienbild aber sah ich; seine Linien sind kaum noch zu erkennen. Ganz in Gold und Silber ist es eingefasst und mit kostbaren Steinen besetzt. Ich habe dieses Bild, zu dem Tausende von Menschen inbrünstig gefleht haben, mit neugierigen Augen betrachtet; und je länger ich es ansah, desto mehr schienen mir die Augen zu glänzen, bis ich nur noch ein paar lebendige Punkte sah, die aus dem Dunkel merkwürdig faszinierend leuchteten. Und so konnte ich mir die Wirkung vorstellen, die es auf die hilfesuchenden, glaubensfrohen Menschen ausübt.

Die Kirche ist dämmerig und kühl. Vor ihr liegt ein kleiner Hof, der in großem Halbkreis von einem einfachen, zweistöckigen Gebäude mit einer ringsumlaufenden Galerie und vielen Türen umgeben ist. Da wohnen die Wallfahrer, die nicht unter freiem Himmel die Nacht in Gebet oder im Gespräch zubringen.

Und auf dem Hof liegt die warme Sonne. Ich sehe von hier oben in den Ort, auf die Kuppeldächer einer stattlichen Moschee.

Wie wir die Straße hinuntergehen, sitzt vor dem Gasthaus ein Pope und betrachtet unseren Reisewagen; in einer Rasierstube kann man Ansichtskarten kaufen, unter Bäumen am Gebirgsfluß kann man sich auf eine Bank legen und auf einem der vielen offenen Feuer, die schon für die nächsten Tage hergerichtet sind, läßt man sich Kastanien rösten. Aus einem ganz verankten Hause an der Straße guckt ein Mädchen, nickt und lacht und verschwindet.

Still und friedlich, ein rechter Gebirgsort, umgeben von Wald und Gipfeln, durchrauscht von einem purzelnden Wasser, ein heiliger Ort für — Menschen. —

*

*

*

Wenn ich ein Walbmensch sein müßte, so möchte ich in dem Walbe wohnen, der hinter Gorazda liegt, und durch den wir nun hinauffahren, immer höher hinauf. Am Wege stehen schlanke Bäume, die so hoch sind wie kleine Kirchtürme. Ich schätze vierzig bis fünfzig Meter. Unser Führer sagt, es sei richtig geschätzt.

Dann sind wir auf der Paßhöhe, dem Metalka-Sattel. Hier oben gibt es einen türkischen Zollbeamten, den man übrigens ohne weiteres nicht als Beamten erkennen kann. Er trägt einen gar nicht beachtenswerten europäischen Anzug und einen unmodernen Schlips; nur der Fetz läßt ihn als Türken erkennen. Aber einen Fetz trägt unser Dolmetscher auch, trotzdem er sich hat taufen lassen. — Ein getaufter Türke ist eine Seltenheit, eine Abnormität. Indes, was soll man tun, wenn man eine Christin liebt.

Es gibt hier natürlich eine Gendarmeriekaserne. Aber es gibt hier auch eine kleine Garnison, und diese kleine Garnison ist sehr anziehend. Ein junger, frischer Oberleutnant mit einer fröhlichen Frau und ein stiller Unterleutnant, der seine Geige in diese hohe Einsamkeit mitgenommen hat, führen hier ein zufriedenes, glückliches Leben, das Leben der Waldmenschen. Sie sagten mir sehr aufrichtig, daß sie glücklich seien in diesem weltvergeffenen Winkel an der Grenze eines okkupierten und eines — noch nicht okkupierten Landes an der Grenze Bosniens und des Sandschak. Sie fühlen sich als Kulturträger, und deshalb habe ich ihnen geglaubt. Ihre kleine, festungsartige Kaserne, die sie uns mit Stolz und Freude zeigten, ist blitzblank. Eine steile Treppe führt hinauf, und wenn man auf die erste

Stufe tritt, lieft man lachend einen Schild: ‚Mensch, ärgere dich nicht!‘ — Sie bauen eben eine primitive Wasserleitung. Sie sorgen für Ausbesserung und Instandhaltung der Landstraße, sie machen ihre kleinen Felddienstübungen, und sie unterhalten gute Beziehungen zu fremden Staaten, denn gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein hölzernes Haus; das ist eine türkische Kaserne, die einen türkischen Offizier aufzuweisen hat, mit dem man forbial verkehren kann. Solch eine nette, des fatirischen und humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrende, politische entente cordiale in diesem Waldwinkel auf Berghöhe, wer sollte sie nicht lieben? Und jetzt in diesen Tagen wurde sie bewundert von einem englischen Konsul, von einem französischen Deputierten mit Frau — natürlich mit Frau — und von Reichsdeutschland. Dann wird's wieder ganz stille sein; die Soldaten werden in Ruhe exerzieren können, der Unterleutnant wird des Abends wieder seine Geige spielen; er wird damit in den Wald am Hause gehen, und die Rehe werden zuhören, und der Adler wird behaglich stille stehen.

Die beiden anderen — ihr jungverheirateten, waldiverschlagenen, tätigen Menschen — diese Blätter sollen euch grüßen und euch sagen, daß ich euch für beneidenswerte Menschen halte, nun erst recht, nachdem der eng-

lische Konsul, der französische Deputierte und der reichs-deutsche Skribisar dem türkischen Zollbeamten zum Abschied die Hand gegeben haben.

Über die türkische Grenze! Mir fällt eine Anekdote ein, die ein Original in meiner alten Vaterstadt erzählte. Dieser Mensch träumte eines Nachts, im Jahre 1867, da man bei uns preussisch geworden war, er führe aus dem alten Königreich Hannover über die Grenze ins Ausland, nämlich ins Preussische. Als er aber im Traum die Grenze passiert hatte, wachte er vom Schüttelfrost gepackt plötzlich auf; so sehr hatte ihn vor Schrecken die Gänsehaut überlaufen. Er war einmal in seinem Leben über die Grenze gefahren; da hatte er gemeint, er käme vom Himmel in die Hölle und war schleunigst wieder umgekehrt. Ich glaube nun freilich, das Preussische war schon damals nicht gar so schlimm, und das Hannöversische dagegen nicht so viel besser, indes dieser Ausspruch zeigt, welche Gefühle einen patriotischen Menschen überkommen können, wenn er über eine Grenze fährt.

Mein alter Landsmann wäre nun zu Eis erstarrt, wenn er mit mir von dem Metalka-Sattel hätte in den Sandschak ziehen müssen. Auf dieser Seite ein wunderschöner Wald mit Bäumen, wie ich sie nirgendwo sonst gesehen habe, Blicke in anheimelnde Täler, so ein rechtes

herrliches österreichisches Land; der Metalka-Sattel selbst ein Waldwinkel, wie geschaffen für ein junges, glückliches Menschenpaar. Und aus diesem Waldwinkel kommen wir ganz plötzlich auf ein ödes, einsames Hochplateau. Nahe an der Grenze liegen die schönsten Stämme und — verfaulen. Das Herz im Leibe tut mir weh, und niemals noch habe ich so tief gefühlt, daß auch der Baum ein lebendiges Wesen ist, zu einem anderen schönen Zwecke bestimmt. An den Stämmen einzelner hochaufragender Riesenbäume sehe ich die Rinde ringsum abgeschält, so hoch der Mensch mit seinem Messer reichen kann; andere Stämme sind angehackt, andere angebrannt. Der Wald, der schönste Wald, das liebste Geschenk der gütigen Natur, unser Zauberbrunnen, er wird hier langsam zu Tode gemartert.

Man sagt mir, ein Pascha habe allen Wald abbrennen lassen im Sandschak, um seine Feinde in ihren Schlupfwinkeln und Deckungen sehen zu können. So mag man auch den Sinn für den Wert des Waldes verloren haben; Freude an ihm haben die Menschen hier gewiß nicht gekannt.

Es wird Abend. Die sinkende Sonne beschenkt die weite Einsamkeit mit leuchtenden Farben; auch der öden Dürre gibt sie festliche, reizvolle Stunden, die grundgütige Natur.

Wir halten in einem armseligen Dorf, vor einer offenen Halle, in der ein kleines Herdfeuer brennt. Ein alter, gebückter Türke kommt über die Landstraße. Es ist der einzige fremde Mensch, den ich sehe, außer dem Kaffeewirt und seinem Buben. Er geht in die offene Kafana, kreuzt auf der Bank neben dem Feuer seine Beine übereinander und läßt sich von dem Jungen seinen Tschibuk anstecken und die kleine Tasse einige Male füllen. Das alles geht in Ruhe, in Schweigsamkeit und mit solcher Selbstverständlichkeit vor sich, daß ich annehmen darf, so geht es alle Tage seit vielen Jahren, und so sieht ein Stammplatz aus in einem armseligen Dorf an der Landstraße des öden Sandschaks.

Eine Stunde weiter lassen wir eine österreichische Kaserne, in der eine Kompagnie ein Jahr lang hausen muß, zu unserer Rechten liegen. Hinter ihr leuchtet das rote Dach eines türkischen Landhauses. Es ist das Haus des einzigen wirklich reichen Türken aus Plevje. Der größte Teil des Sandschaks soll ihm gehören; dafür aber ist er um sein Leben nicht wenig besorgt.

Immer leuchtender wird der Abendhimmel. Die fahlen Berge schimmern in rötlichem und wunderbar lila Licht. Auf einigen dieser großen Bergwände sehen wir in mächtigen, weißen, weithin leuchtenden Buch-

staben F. J. I., darunter den Halbmond. Der Namenszug des christlichen Kaisers, des österreichischen Kaisers mit dem Wahrzeichen des Sultans. Eine leuchtende Ironie, das Symbol eines politischen Monstrums, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat.

Bei Plevje, in das wir nun einfahren und das in weitem Umkreis von den nackten, glatten Bergen ganz umschlossen ist, mehrten sich diese sonderbaren Zeichen der politischen Konstellation, und sie tragen nicht gerade zur Verschönerung der Landschaft bei. Auf gegenüberliegenden Bergen sieht man nur einen mächtigen Halbmond mit türkischen Buchstaben, die wir nicht entziffern können, die wohl den Namen des Herrschers in Konstantinopel bedeuten sollen.

Mir kommt das alles vor wie ein harmloses Kinderspiel, das aber in einem türkischen Lande seine Berechtigung haben mag, denn die Türken haben in vielen Dingen eine überaus kindliche Naivität.

Vor Plevje sehen wir zunächst eine kleine Oase. Es ist ein Park mit jungen Bäumen, mit einem kleinen, künstlichen Teich und mit freundlich blinkenden Dächern. An ihr vorbei führt die Straße hinab zu einem einladenden Haus, das eine fröhliche Freitreppe hat. Über ihr auf einem Schild steht: „Fremdenzimmer“. Da empfängt uns eine Ordonnanz, führt uns in gut eingerichtete

Räume, und wir finden bald, daß wir gar nicht besser aufgehoben sein können.

Alles, was wir bislang gesehen haben, ist österreichisches Militärgelände. Der Park ist der Kasinogarten, in dem das Haus des Brigadiers, die Geschäftsräume, das Kasino liegen, und um das sich weithin nach oben Baracken, Spital, Apotheke, die kleine Kirche und andere Häuser anschließen.

Wir sind am Abend im Kasino; man kommt uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen. Es wird heute ein kleines Monatsfest abgehalten. Die Kapelle des ungarischen Regimentes spielt; ich entdecke in dem Brigadier, an dessen Seite ich sitze, einen vielseitigen, gebildeten Menschen; tatkräftig, fröhlich, frisch und tief denkend. Es ist eine Freude, mit ihm zu sprechen. Und all die andern scheinen mir vom gleichen Schlage.

Ich fühle mich ganz wie zu Hause und ich denke gar nicht, daß ich in einem Kasino unter lauter Offizieren und Offiziersdamen sitze. Es ist, als würde ein großes Familienfest abgehalten.

Zwei Jahre sind sie hier oben von aller Kultur abgeschnitten; der eine kennt des andern Gesicht. Kein Fremder kommt ihnen entgegen, wenn sie am Abend ihren Spaziergang machen; sie arbeiten miteinander, sie

essen miteinander, sie spielen miteinander. Das kann furchtbar sein. Aber die Fröhlichkeit der Österreicher und die Musik der Ungarn besiegt die Langeweile.

Am andern Morgen führt uns zunächst der General durch sein kleines Reich. Das ist eine interessante Wanderung. Wir sehen, was Fleiß, Ausdauer und patriotischer Sinn in der kurzen Zeit der Okkupation geleistet haben. An einer breiten, schönen Allee, die auf seine Wohnung zuführt, liegen die Baracken; jede Kompanie hat ihr eigenes, kleines Haus und ihren eigenen Gemüsegarten, in dem, wie ich vermute, Frau Feldwebel wohl in erster Linie schalten wird. Das Kirchlein liegt ganz im Grünen, friedlich und einladend.

An dem etwas abseits liegenden sauberen Spital führt der Weg vorbei zu einer Anhöhe, von der aus wir einen ganz eigenartigen Blick auf die Stadt haben. Wir sehen ein modernes, ich könnte sagen sezeßionistisches Bild, wie wir hinunterschauen auf die in fahlen Karstbergen eingebettete Türkenstadt. Sie erscheint sehr groß und weitläufig, sie erscheint auch sauber, denn wir können nicht in die Straßen hineinschauen; sie erscheint fremd. Wir sehen nur auf die dunkelroten Dächer der vielen kleinen, viereckigen Häuser; die Wände der Häuser leuchten weiß und lila; einzelne dunkle Baumgruppen tauchen zwischen ihnen auf. Das ganze

Häusermeer geht auf und ab in leichten Linien. Unsere Blicke gehen weit über sie hinweg und suchen die fremden Berge. Es klingt von ihnen wie der Ton der einsaitigen Gusla, ein Ton, der hinüberschwimmt auf die tote Stadt. Die Stadt hat kein Leben; sie scheint zum Schlafen aufgebaut. Die Berge sind grau; auf ihnen steht kein Baum, an ihnen klebt kein Haus, über sie führt kein Weg, auf ihnen weidet kein Tier; nur hier und da sind sie mit einem dunklen Grün ganz leicht überzogen. Vor uns in der Ferne sehen wir eine Schlucht; sie erscheint wild; sie ist unzugänglich; kein Mensch hat sie je betreten.

Unten am Berge, auf dessen Höhe wir stehen, liegen armselige Hütten, Hütten des fahrenden Volkes der Zigeuner.

*

Ein Gang durch die Stadt, die so verlockend zu uns herüberwinkte, belehrte mich, daß auch hier der Schein getrogen hatte.

Der Bazar bot das bekannte bunte Bild. Hier lustwandeln nun auch türkische Soldaten, die sich von ihren Landsleuten durch ihre — schlechten — Lederstühle, einen europäisch zugeschnittenen, schäbigen Anzug und ein Seitengewehr unterscheiden. Zahlreiche, wolf-

ähnliche Hunde suchen sich in Winkeln eine kümmerliche Nahrung und schleichen mit eingezogenem Schwanz herum. Überall Männer in bunten Trachten. Behäbige Gestalten in langem Bart und dünne Menschen mit glattrasierten Gesichtern. Kein Drängen, kein rasches Gehen, gar keine Frauen.



Von dem Bazar laufen bergauf und bergab die Gassen der weiten Stadt. Alle recht türkische Gassen mit hohen Mauern, mit vergitterten Fenstern, mit großen Toren, über denen sich das charakteristische Dach breitet. Auch hier ist ein Tor wie das andere, ein Fenster wie das andere, eine Wand wie die andere.

Und auch hier überkam mich wieder dieses seltsam fremde Gefühl; und die Philosophie des Menschen, der in einem stillen Walde sitzt und über ein grünes Blatt sinnt und das Blatt sinken läßt mit den Worten: ‚Auch ich bin solch ein Blatt am großen Baum des Lebens‘ und dann die Augen schließt und denkt und dabei das höchste Stadium des Daseins fühlt, die wurde mir begreiflich.

Ich ging unter dem Eindruck dieser einförmigen Welt und kam auf den großen Kirchhof, auf die weite Wildnis mit den vielen grauen, verwitterten, schiefen Steinen und sah noch einmal von da hinab auf die Stadt, sah, daß es auch hier versteckte Gärten gibt, sah arme Häuser auf hohen Lehnen träumen. Über das Leben dieser Menschen mußte ich wieder sinnen; ich weiß, ich habe mir alles schöner und geheimnisvoller gedacht, als es ist; aber ich kann nur von dem Eindruck berichten, und ich kann nur sagen, daß diese ganze fremde Welt mich wieder seltsam zauberhaft gefangen hält, und daß meine Phantasie sich hier schöne Märchen des Orients zusammen träumte. Und in diese Märchen blüht hier von ferne das neue Leben. Oben, jenseits, durch den Friedhof von der Türkenstadt geschieden, sah ich doch die jungen Bäume des jungen Parks; ich hörte ein österreichisches Signal, ich sah die Baracken schimmern und einige neue, zweistöckige Häuser erstehen.

Und da fühlte ich, wie sich auch hier schon zwei Welten berühren, noch zaghaft, voller Rücksicht, liebenswürdig und einschmeichelnd, wie es österreichische Art ist, und ich weiß auch ganz gewiß, daß das tätige Leben siegen wird, daß die stillen Straßen austräumen werden. Tätigkeit und Fröhlichkeit, sie haben überall den Sieg auf ihre Fahnen geschrieben. Was mir jetzt ein Märchen scheint, wird einmal ein Märchen sein in diesem Lande. Ich sehe im Geiste von diesem Kirchhof die fahlen Berge wieder mit Wäldern bestanden, und in die wilde, unzugängliche Schlucht sehe ich eine eiserne Brücke führen. Das tut mir weh, denn ich liebe die unberührte Natur, wie ich ein schlafendes Kind liebe, wie ich mich vor den heiligen Augen einer Braut beuge, und da fühle ich bei aller Hoffnungsfröhlichkeit die unerbittliche Tragik alles Menschentums, daß wir nur schaffen können, wenn wir zerstören, daß wir zerstören müssen. Durch die Geschichte aller Zeiten, aller Völker, aller Menschenseelen zieht dieser Zeitsatz, gibt dunklen Stunden ihre Berechtigung, läßt uns begreifen den Haß, die Leidenschaft, die Tapferkeit und tröstet mit der Sehnsucht nach Vollkommenheit.

*

*

*

Um zwölf Uhr mittags war ich wieder daheim und legte festliche Kleider an. Der General kam in großer Uniform, und wir fuhren, dem Pascha unsere Aufwartung zu machen.

Unter dem Staatshaus, in dem dieser Pascha residiert, muß man sich nun etwas ganz anderes vorstellen als ein Staatshaus.

Wir kamen zunächst in einen schlecht gepflasterten Hof, an dessen einer Seite sich Käfige befanden. In diesen Käfigen sahen wir Gefangene. Vor den Käfigen sahen wir einige Menschen sitzen, die man mir als Besuch der Gefangenen bezeichnete. Verwandte, Freunde, die den Eingeschlossenen durch die Gitterstäbe zu essen und zu rauchen gaben und Unterhaltung mit ihnen pflogen.

Gegenüber diesen Käfigen führt ein großes Tor in einen ebenfalls schlecht gepflasterten Raum, eine große, unbenutzte Diele, die das ganze Parterre des Staatshauses bildet. Eine einfache Treppe führt nach oben auf einen alten Flur.

Hier kam uns der Pascha entgegen. Der General stellte uns vor, und wir wurden zu einer Türe geleitet, an der ein Diener einen Vorhang unter tiefer Verbeugung aufhob, und dann befanden wir uns im Empfangssaal des Regierungsgebäudes von Plevile.

Unter diesem Empfangssaal muß man sich nun wieder etwas ganz anderes vorstellen als unter dem Empfangssalon etwa eines deutschen Oberpräsidenten. Es ist ein äußerst nüchterner Raum, über den ich eigentlich nur berichten kann, daß ein paar Teppiche seinen Boden bedecken, daß rings an zwei Wänden eine mit Decken belegte Bank läuft, die in einer Ecke zu einem Sopha geworden ist; denn in dieser Ecke befinden sich Polster zum Sitzen und für den Rücken. Dieser Sitz gegenüber dem einfachen Schreibtisch ist der Ehrenplatz. Ich saß eingerahmt zwischen den beiden Generälen und kam mir vor wie ein politisches Zentrum.

Der Pascha war ein sehr liebenswürdiger und sympatischer bejahrter Herr. Ich trank bei ihm eine Tasse Mokka, wie ich sie vorher nie getrunken habe, und wie ich sie auch wohl nie wieder trinken werde. Dann präsentierte er uns aus der Hand eine treffliche Zigarette, und darauf haben wir gemüthlich eine Viertelstunde geplaudert. Wir sprachen über alles Mögliche, nur nicht über Politik. Wir hätten gern einige Neuigkeiten ausgeframt; aber wir waren ja selbst schon etliche Tage von der Welt abgeschnitten.

Der Abschied war sehr herzlich; insbesondere drückten sich die Vertreter der beiden freundlich-feindlichen Mächte lange die Hände, und der Pascha ließ es sich

nicht nehmen, uns hinunter bis an den Wagen zu geleiten.

In dem behaglich und mit künstlerischem Geschmacl eingerichteten Salon des Brigadiers hatten wir bald darauf den Gegenbesuch. Und in diesem Salon an der Seite eines mir verwandten und eines mir fremden Menschen kam es mir noch tiefer zum Bewußtsein als an jenem schönen Abend zu Rudolfsthal und als gestern bei der ungarischen Musik: Wir Deutsche und wir Österreicher sind gleichwertige Brüder, und die Zeiten der Bruderkämpfe sind endgültig vorüber. Lange, lange hat es gedauert. Und nach den Vetternkriegen werden sich die Rassen bekämpfen.

Nachmittags übernahm ein nicht minder liebenswürdiger Major die Führung.

Wir gingen hinaus nach einem alten serbischen Kloster. Wie die meisten serbischen Klöster, die ich bislang gesehen habe, liegt auch dieses ganz versteckt in einer Felschlucht. Durch ein schmales Tor betraten wir einen stillen Hof und standen vor einer grauen Kirche. Auch hier zieht sich in einem großen Halbkreis ein zweistöckiges Gebäude mit einer hölzernen, blau angestrichenen Gallerie, von der aus die Wallfahrer in die kleinen, nummerierten Zimmer gehen, rings um die Kirche.

Unser Begleiter führte uns eine hölzerne Treppe hinauf; einer der beiden Mönche, die in diesem Kloster

wohnen, empfing uns, und auch hier wurden wir in einen Empfangsalon geführt. Es war ein unsauberer Raum, in dem uns der Zugwind liebkooste und ein paar Patriarchenbilder auf uns niedersahen. Ein Geistlicher mit dunkeln, schwärmerischen Augen brachte uns Stühle. Ich hatte niemals solche Augen gesehen. Sie schienen kindlich und demütig; zugleich schimmerte in ihnen ein nicht gewecktes Feuer des Fanatismus. Es war ein sehr schöner Mensch; langes, gelocktes Priesterhaar umrahmte sein Gesicht. Wie viele solcher Menschen haben auf stillen Klosterhöfen im Kampfe mit türkischen Soldaten und Horden ihr Leben gelassen, denn ich weiß es, in diesem Weltwinkel haben sie mit bewunderungswürdigem Troß ihre heiligen Stätten verteidigt.

Man brachte uns auch Tabak, Wein und Kaffee, und wir tranken und rauchten zusammen unter den Heiligenbildern.

Draußen vor der Türe standen mächtige Männergestalten, die sich bei unserm Eintritt tief verbeugt hatten. Unter uns in einem gleich großen Raum wußten wir den Bischof, der heute gekommen war, um Recht zu sprechen.

Der junge, schöne Geistliche führte uns später in die Kirche, eine dunkle, byzantinische Kirche von ehrwürdigem Alter. Wir sehen einen Reichtum seltener Kostbarkeiten. Uralter gestickter Seidenplüsch hängt in

geschragten Ecken, kaum beachtet; gold- und silbergetriebene Beschläge und Umrahmungen preisen die Blütezeit byzantinischer Kunst. Dunkle Bilder starren uns an in mystischem Dämmerlicht. Es wurden eben die Kerzen angezündet für den Gottesdienst, den der Bischof abhalten sollte. Frauen und Männer schauten neugierig zu uns herüber, als wir die für sie heiligen Dinge betrachteten. Ich sah in dem Dämmerlicht viele Verbeugungen und weit ausgeholte Befreuzigungen, sah, wie die Bilder und goldenen Rahmen von all den Betern geküßt wurden, und wiederum konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren, wie äußerlich und mechanisch dieser Kultus ist.

In Gedanken versunken gingen wir zurück, nachdem wir uns von dem Mönch durch Händedruck verabschiedet und ihm für die Gastfreundschaft gedankt hatten.

Wir gingen den schmalen, steinigen Weg zurück, an dem österreichischen Ostlager vorbei, durch die stillen Straßen zur türkischen Kaserne. Die Schildwache stößt einen eigentümlichen Ruf aus. Man präsentiert uns, einige Offiziere kommen, uns zu begrüßen. Dann führt man uns eine alte hölzerne Stiege hinauf, man öffnet eine Tür und wir treten ein. Wieder Teppiche, Bänke an den Wänden, guter Kaffee, gute Zigaretten, und dann sehen wir vom Korridor und von der Treppe

aus ein eigenartiges militärisches Bild. Den Namen dessen, was da unten vor sich ging, habe ich schon vergessen, wie ich denn überhaupt auf dieser Reise schon undenklich viele Namen vergessen habe. Den Vorgang selbst werde ich nicht vergessen. Zunächst kam Musik, richtige Musik mit Klarinetten, Hörnern und einer großen Trommel. Die braven Musikanten marschirten nicht gerade besonders in Reih und Glied, aber sie spielten doch im Marschieren, und sie spielten gar nicht so schlecht. Dann füllte sich der Kasernenhof mit roten Fezen in besser geordneten Reihen; ein Mann in rotem Fez schritt mit einem Schriftstück alle Reihen ab, und jeder einzelne Soldat salutirte auf türkische Art beim Anblick dieses Mannes mit dem Schriftstück. Das alles ging in außerordentlich großer Eile vor sich. Man sagte mir, das Schriftstück enthalte den Namenszug des Sultans und die ganze Zeremonie, die sich an jedem Tage zur bestimmten Stunde wiederholt, habe den Zweck, zu dokumentieren, daß im Namen und auf Befehl des Sultans der militärische Dienst ausgeführt werde. Nach dieser symbolischen Aktion spielte die Musik noch einige tapfere Märsche. Der Klarinettist schielte dabei zu mir herüber, und ich nickte äußerst beifällig. Zwei Offiziere sprachen etwas Französisch und einer sogar wenige Worte Deutsch; sie alle waren sehr liebens-

würdige Menschen. Sie erlaubten mir, als sie meinen Kodak entdeckten, aus eigenem Antriebe, zur Erinnerung einige Aufnahmen zu machen. — Gleich werden wir wieder in das Kasino gehen; da wollen wir Abschied feiern, und morgen wollen wir durch den Sandschak weiter nach Montenegro wandern.

*

*

*

An die montenegrinische Grenze. — In Montenegro.

Morgens um 5 Uhr brachen wir nach einer langen Nacht auf. Uns begleiten zwei türkische Gendarme mit vielen Patronen und guten Gewehren. Sie sehen sehr zuverlässig aus und haben muntere Pferde, die in der frischen Morgenluft allerlei Kapriolen machen. Der Türke, der unsere Gepäcktiere führt, ist sehr bescheiden, sehr still, er hat traurige, schwermütige Augen.

Wir reiten durch eine einsame, trostlose Welt. Es ist Sonntag. Die Steinberge von Plevlje schimmern in rötlichem Licht; der Himmel ist mit Wolken behangen. Hunde wimmern um ein Schlachthaus, das ich nicht für ein solches halten würde, wenn ich nicht sähe, wie darin die Schafe und die Hammel getötet werden. Auf

einem ganz fahlen Berg leuchtet noch ein mächtiges F. J. I. über den Häusern der Stadt.

Eine Krähenschar zieht über uns dahin. Frauen in der weißen Justanella wandern langsam über einen schmalen Pfad, und ein Horn aus der Ferne läßt mich an die lieben Menschen in Plevlje zurückdenken, die ich jetzt verlasse.

Auf einem fernen rötlichen Hügel sehe ich nun ein serbisches Kloster mit einer kleinen Kirche; es sieht in dieser weiten Verlassenheit aus wie ein Holzhaus, mit dem die Kinder spielen, und da sehe ich auch uns plötzlich wie ein Kinderspielzeug. Die Krähen, die noch immer mit lautem Geschrei uns folgen und grauen Wolken entgegen fliegen, krächzen es mir in die Ohren, daß wir kleine kriechende Wesen sind. Und ich träume mich auf eine jener großen Wolken und sehe uns und unsere kleine Karawane ganz langsam wie Schnecken durch das öde Gestein sich winden. Aber von dieser Wolke sehe ich auch weiter in den unermesslichen, stillen, ruhigen, reinen Aether; und alles umfaßt meine Seele, und nun weiß ich doch, daß ich kein kriechendes Wesen bin, daß alles, was so stolz und leicht sich durch die Lüfte schwingt, armselig wandert, daß meine Seele, meine Träume, meine Gedanken bis zu den fernsten Sternen gehen, und das Geheimnisvolle, das unsaßbar

Große umfängt mich und ich bete: „Großer Gott, erhalte mir meine Sehnsucht, meine Sehnsucht nach Erkenntnis der Dinge, meine Sehnsucht, die Menschenherzen zu ergründen, ihre Liebe, ihre Irrfahrten, die große Tiefe der einfachsten aller Herzen zu erfassen!“

So ziehen wir still und schweigsam einen Tag lang, und die fremde Einsamkeit macht uns bescheiden und groß.

Einmal kommen wir auf eine steinige Alm, die uns unermesslich erscheint. Auf dem Kamme eines Hügels, unheimlich von dem grauen Himmel sich abhebend, stehen ein paar schwarze Tiere ganz unbeweglich. Ein altes Weib in Lumpen sieht uns und geht dann eilig durch die Dede. Ich schaue ihr nach; der Wind pfeift mir um die Ohren, und ohne daß ich mir dessen recht bewußt werde, rufe ich meinen Freund, der mit den übrigen Begleitern weit voraus ist. So unheimlich trostlos war es mir zu Mute, als ich dieses Bettlerweib in die weite Steinwildnis schreiten sah, wo keine Hütte stehen konnte und keine Blumen jemals blühen.

Und immer weiter wandern wir, bis endlich die schwarzen Berge in der Ferne vor uns liegen.

Eine Gesellschaft von Montenegrinern kommt uns entgegen. Arme Menschen, die mit Kind und Regel, auch mit Haus und Hof könnte ich sagen, durch den

Sandschak nach Serbien ziehen. Arme, aber stattliche Menschen, daß ich das kleine Land wieder beneidet habe und nun fröhlich bin, weil ich zu schönen, großen Menschen gehe.

Mittags lagern wir an einer Quelle, nachdem mein Freund vergeblich Jagd auf einen Steinadler gemacht hat, den er in einer Wiese sitzen sah, und den er anfangs ob seiner Größe für ein absonderliches Ungeheuer hielt. Unsere beiden Gendarme machen Feuer; ein Landbewohner in dem lila Überrock der Montenegriner guckt sehr aufmerksam zu. Die Pferde sind abgefattelt und suchen sich Nahrung. Koffer, Mäntel, Sattel, Zelt und Hund führen neben einigen Kochtöpfen und meiner sehr modernen Handtasche, die als Repräsentantin der höheren Kultur sich groß tut, ein Stillleben auf. Dann setzen wir uns um das Feuer, halten Mittagsruhe und denken uns einen schönen Winkel aus, an dem wir nachts unser Zelt aufschlagen wollen.

Und einen sehr schönen Winkel finden wir auch. Er war schöner, als ich ihn mir erträumen konnte.

Am Spätnachmittage hören wir die Tara rauschen. Wir sind in einem wilden Wald, wir gehen von der Höhe hinunter immer durch diesen wilden Wald einen sehr beschwerlichen Weg. Unsere Tiere schauen uns

hin und wieder staunend an, und wir führen sie langsam und behutsam. Vor uns in der Tiefe liegt der Strom. Unsere Blicke umfassen unzulängliche Schluchten, stille Schluchten, in denen Bäume und Tiere friedlich und schön leben, wachsen und sterben.

Zwei Stunden steigen wir hinab. Immer geheimnißvoller wird der Wald, immer tiefer der Frieden, immer enger die Abgeschlossenheit. Alle die wilden, romantischen, unmöglichen Geschichten, die ich in meiner Jugend gelesen habe, fallen mir ein. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn hier die Eidechsen kleine goldene Kronen trügen, wenn auf den roten Pilzen lustige Zwerge in Zipfelmützen säßen. Und wenn mir ein wirklicher Prinz in goldenen Kleidern mit seiner schönen Braut langsam entgegenwandelte und lachte, so würde ich ihn gar nicht verwundert anschauen; ich würde ihn begrüßen, wir würden über sein Glück sprechen, als wenn es so sein müßte. Ich würde ihn gar nicht fragen, wo sein Schloß stünde; ich würde gar nicht daran denken, daß er auch essen und trinken müßte. Vielleicht würde er mich fragen: „Wo liegt die Welt? Und dann würde ich antworten: „Die Welt? die Welt?“ Ich würde staunend die Berge, die mich umgeben, betrachten, ich würde meine Blicke auf dem blauen Wasser da unten ruhen lassen und sagen: „Ich weiß es nicht.“ Und dann würde

mich die schöne Braut auf die Stirne küssen und sagen: „Komm mit uns!“

Nun erscheinen aber doch Menschen, wirkliche Menschen. Wir sind an der Grenze, an der Zollstation. Wunderliche Grenzen, wunderliche Zollstationen gibt es hier an den versteckten Orten des Balkans. Aus einer armseligen Hütte, die mitten zwischen den uralten hohen Bäumen liegt, kommen zwei wilde Männer gelaufen, die großes Vergnügen zeigen, uns zu sehen. Wir kommen uns vor wie Wundertiere. Der eine hat ein Rasiermesser in der Hand, und der andere zeigt lachend den Schädel seines Landsmannes, der erst halb rasiert ist. Seiner ist schon rasekahl. Ich nehme meinen Hut ab, und da sagen sie beide: „Dobro“, d. h. gut, und wir alle lachen.

Eine halbe Stunde später liegen wir am Ufer des Flusses in mächtigen Felsen. Ein paar Männer, die Zollbeamte sein sollen, die beiden Gendarme, die berichtet haben, daß wir unter dem Schutze des Paschas reisen, und wir. Unser Pferdeführer, der stille Türke mit den traurigen Augen, ist der geschäftigste. Er holt Holz und macht Feuer; dann trinken wir allesamt Tee und essen Zwieback dazu und drehen uns Zigaretten. An beiden Seiten des Stromes, der in großem Bogen ruhig gleitet, steigen die Waldberge fast senkrecht auf.

Gegenüber am anderen Ufer im Wald, malerisch an einen Baumstamm gelehnt, sitzt ein Montenegriner. Auch er paßt etliche Zigaretten; er sitzt und liegt mit einer Grandezza, als wäre die ganze Welt da gegenüber sein Königreich. Ein langes Gewehr liegt in seinem Schoß. Manchmal lugt er zu uns herüber, und die um uns sitzen, scheinen ihn zu necken. Dann kommt ein zweiter Montenegriner irgendwoher aus dem Wald und setzt sich neben seinen Landsmann; er trägt sein Gewehr über der Schulter.

Von hier nach drüben ist über den Fluß ein Strick gespannt; an diesem Strick kann man ein kleines, primitives Floß über den Strom von der Türkei nach Montenegro ziehen.

Aber noch lockt uns das geheimnißvolle Thal; wir möchten zu gern wissen, wie es hinter diesem Winkel aussieht. Niemand kann uns das sagen. Vielleicht liegt doch aus einem Felsen gehauen, umspült vom Wasser, umrauscht von hohen Bäumen, das Märchenschloß.

Wir kriechen an dem steilen Abhang durch das Dickicht; unendlich mühevoll und beschwerlich. Unsere Hände bluten, unsere Knie sind zerschunden; wir müssen das Märchenschloß sehen. Endlich haben wir die Biegung umklettert; nichts, immer nur dichter Wald, und wir können nicht bis an das Ufer hinunterschauen.

Kleine Zwerge lachen uns aus und weisen uns höhnisch denselben Weg zurück, und wir gehorchen ihnen ganz demütig und klettern mühsam dahin, woher wir gekommen sind. Auf einem freien Platz rasten wir. Da sitzt ein einsamer Bube am Feuer und backt sich Maiskolben; er reicht uns davon. Es ist ein schöner Junge; er sitzt ganz stumm neben mir und schaut mit leuchtenden Augen in die zauberhafte Welt. Und unsere Augen folgen wieder dem Wasser, bis es hinter die Felsen biegt. Dort muß das Märchenschloß liegen, und wir sollen es nicht schauen. Aber der kleine Bube kennt es; ich sehe es seinen Augen an, und da möchte ich fast mit ihm tauschen.

Die anderen, die noch immer ruhig in den Felsen sitzen, können nicht verstehen, was wir gesucht haben, wo wir so lange gewesen sind.

Der Abend kommt. Über dem Wald auf den Bergen röten sich ganz leise die Wolken, und an einem Fleckchen blauen Himmels leuchtet ein Stern. Es ist ganz still in der Natur.

Eins nach dem anderen werden unsere Koffer, unser Zelt, unsere Pferde und schließlich wir selbst hinübergeschafft. Die beiden Montenegriner führen uns einen schmalen Pfad in den wilden Wald hinauf, bis wir an eine Felswand kommen.

Da bleiben wir zur Nacht. Die Flammen unseres Lagerfeuers schlagen an dem Felsen in die Höhe. Er wird glutrot beleuchtet. Unser weißes Zelt schimmert. Und ringsum dunkelt der schlafende Wald. Einzelne kleine Vögel werden wach vom Feuerchein. Plötzlich schreit von oben, von der Höhe des steilen, dunklen Berges eine laute Stimme; der Gendarm, der bei uns sitzt und in der Nacht vor unserem Zelt die Wache halten wird, ruft zurück. Es klingt gefährlich. Sollten wir hintergangen sein? ‚Was ruft man so?‘ frage ich unseren Führer. ‚Man ruft, daß die Mutter morgen zur Messe gehen und das Abendmahl nehmen will.‘ — Dann sind wir alle still.

Waret ihr schon eine ganze Nacht in einem fremden Walde inmitten geisterhaft hoher Berge, in einem Lande, dessen Menschen eure Sprache nicht verstehen? Mir ist, als ob die Zweige der Bäume mich umarmen und nie haben die Sterne so zu mir gesprochen. Es ist so heimlich schön um mich her. Mir ist es auch, als müßte bald etwas ganz wunderbar Herrliches für mich geboren werden. Ich höre nichts; ich schließe die Augen, und eine große, unendlich ruhige Gestalt kommt auf mich zu. Sie nimmt meine Hand und sagt: ‚Ich bin die Stille der Nacht, ich bin die große, gütige Stille. Küsse mich und koste mich! Noch vieles wird dein Herz,

dein unruhiger Sinn zu leiden haben. Morgen kommt wieder der Tag, an dem du sinnen und trachten wirst. Sei stille, küsse mich und koste mich! — Und ich fühle, wie meine Sehnsucht heimliche Tränen weint. Tränen des Abschiedes von mir, der ich sie doch liebe, der ich ihr alles verdanke. Ich aber lasse sie ziehen. Und alles versinkt um mich. Losgelöst bin ich von allen Menschen; ich fühle mich unendlich leicht; ich schwebe im Traume wunderbar leise, und denke nicht woher und wohin. Dunkle, weiche, wesenlose Dinge umschmeicheln mich sanft.

*

Es wird Tag. Das Feuer ist erloschen. Der Wald um uns wacht auf. Der Traum ist zu Ende.

Ich freue mich der Frische des Morgens. Und oben auf einem Felsblock halte ich eine eigene Morgenandacht: Ich denke darüber nach, wie schön das alles ist, wie ich verdient habe, das zu genießen. Ich denke mit einem Male an die großen Städte; ich sehe blaße Mädchen in dumpfen Stuben; ich sehe schwielige Arbeiter an glühendem Feuer stehen; ich sehe, wie Tausende von Maschinen gepugt werden. Da werde ich tief dankbar. Wohl suche ich noch ganz verstoßen die große Gestalt der Stille; sie kommt nicht; sie stirbt, wenn die

Sonne sich rüstet, die Menschen zu beglücken. Ich werde dankbar, ich will die Menschen lieben.

Unten am Fluß halten wir Morgenwaschung. Noch einmal sehe ich den geheimnißvollen Winkel, hinter dem ich das Märchenschloß gestern in der Abenddämmerung gesucht habe. Da muß ich lächeln über mich selbst. Frisch gewaschen, umweht vom Morgenwind, in klarer, reiner Luft sollte ich ein Märchenschloß suchen! Wie wunderbar war es doch gestern, und wie wunderbar wird es wieder werden! Warte nur ein Weilchen! —

Wir wandern den Waldberg hinauf. Nach einiger Zeit begegnet mir auf dem kleinen Pfad ein hoher Montenegriner. Er sieht sogleich auf meine Büchse, ladet mich ein, an seiner Seite auf dem Boden Platz zu nehmen, und bittet mich, ihm meine Waffe zu zeigen. Die prüft er mit der größten Sorgfalt, dann dreht er für mich eine Zigarette, und wir unterhalten uns, so gut wir können, über unsere Waffen. Das alles geht mit einer Selbstverständlichkeit und einer Natürlichkeit, als müsse es so sein.

Nachdem inzwischen auch mein Freund gekommen und auch dessen Waffe einer eingehenden Besichtigung unterzogen ist, bedeutet der Montenegriner uns, ihm in sein Haus zu folgen.

Dieses einsame Haus liegt so schön, wie es nur möglich ist. Es schaut auf gewaltige, zackige Felsmassen, es schaut auf den prächtigsten Wald, es schaut auf weiche Matten. Ein kleiner Bube springt seinem Vater entgegen und klopft ihm auf die Tasche; ihm wird erst sein Näschen auf die primitivste Weise geschnupft, dann kommt aus der Tasche des Vaters ein Apfel zum Vorschein. Zuvor aber gibt der Kleine uns, den Gastfreunden, die Hand.

Die Frau tritt aus der Hütte. Wir begrüßen sie, und ohne einen Wink ihres Mannes abzuwarten, holt sie einen einfachen Teppich und breitet ihn, nachdem wir eingetreten sind, auf dem Sitz an der Wand der einzigen Stube aus.

Da sitzen wir nun und trinken Kaffee und rauchen, bei den freundlichsten Menschen an einem ganz einsamen Fleckchen in einem Winkel, der aussieht, als wäre er nur von wilden Räubern bewohnt, und genießen die friedlichste Familienidylle. An der Wand hängen die Waffen des Hausherrn, und mitten in der Stube steht ein Korb, ganz mit Tüchern zugebedt, in dem ich anfangs irgend etwas Eßbares vermutete, bis ich eine kleine Bewegung der Tücher sah und mir bedeutet wurde, daß da ein ganz junger Montenegriner für künftige Kriege mit den Türken heranwache.

Der Hausherr begleitet uns dann ein beträchtliches Stück Weges, nachdem seine Frau ihm Brot und Früchte eingepackt hat. Alles, als wenn das so sein müßte. Wilde Schluchten geht es aufwärts, immer aufwärts, bis wir auf eine weite, endlos weite Hochebene schauen. Sie ist wellig und kahl und bildet einen seltsamen Kontrast zu dem tiefen Wald, aus dem wir kommen. Auf einzelnen Karsthügeln inmitten dieser Ebene stehen wenige Hütten; auf einem Hügel leuchtet wieder eine kleine Kirche. In der Ferne am Horizont steigen hohe Berge auf. Es ist der Dormitor mit seinen Nachbarn. Das Land, welches unser Ziel ist.

Ich lasse meine Begleiter vorangehen und wandere allein durch diese große Einsamkeit den Bergen entgegen.

Um Mittag lege ich mich unter eine verlassene, vom Wind zerzauste Kiefer und koste den Zauber der Einsamkeit. Ringsum am Horizont Berge. Kein Mensch. Ein ganz kleiner Vogel sitzt in meiner Nähe und piept. Und in der Ferne zieht ein langer Zug krächzender schwarzer Raben durch die sonnige, glitzernde Luft in einen blauen Himmel.

Weltversunken wandere ich weiter. Schließlich verirre ich mich auf einer unermesslichen Alm und stehe ratlos, ziemlich erschöpft, sehr hungrig und sehr durstig. Wo liegt Zablac, unser Ziel? Wo ist meine Beglei-

tung? Ich sehe niemanden, den ich fragen kann, bis ich endlich in der Ferne zwei Gestalten entdecke. Ich rufe, sie kommen näher, sie laufen, es sind Hirtenbuben. Köstliche Jungen, schlank gewachsen und schön. Der eine gibt mir Brot aus seiner Tasche, sehr altes und sehr festes Brot, das mir gut schmeckt. Der andere zeigt mir den Weg.

Nach Zablac, dem ersten montenegrinischen Ort, hatte der Minister des Äußeren Nachricht von unserem Kommen gegeben, und so finde ich denn meinen Freund umringt von den Bewohnern vor einem kleinen Bretterhaus, dem Zollhaus, gut aufgehoben und das Mittagbrot bereiten.

Heute ist ein ereignisreicher Tag für alle Menschen hier.

Der ganze Ort ist lebendig. Eigentlich ist's nur eine breite Straße, an der in weitem Abstand die kleinen Häuschen liegen, Häuschen, von denen man in einiger Entfernung nicht viel mehr als ein großes, spitzes Holzdach sieht.

Vor den Häusern stehen die Bewohner. Im Anblick dieses eigenartigen Ortes, im Anblick hoher, stolzer Berge, umringt, von buntgekleideten Gestalten, die sich auf der Holzterrappe malerisch gruppiert haben, unter einem strahlenden blauen Himmel halten wir festliche Tafel.

Nachmittags statten wir einige Besuche ab; das heißt, ich gehe in das erste beste Haus. Da werde ich als Ehrengast empfangen. Eine junge Hausfrau bereitet mir guten Kaffee, und zur Unterhaltung zeigt man mir einige bunte, gestickte Tücher, die ich erstehe. Darüber ist man so sehr erfreut, daß mir die junge Frau ein Tuch überreicht, in das hübsch mit cyrillischen Buchstaben ihre Name gestickt ist. Sie sagt mir, es sei aus ihrem Brautischag, und sie bittet mich, es als Andenken an meinen Besuch in ihrem Hause zu behalten. Diese Aufmerksamkeit rührt mich, und ich bedanke die Geberin, daß ich ihr Geschenk in Ehren halten werde.

In einem andern armen Hause zeigt man mir einen sehr kostbaren Säbel, ein Ehrengeschenk für Tapferkeit vor dem Feind, dem Türken.

Ich glaube, ich habe so ziemlich das ganze Dorf kennen gelernt.

Zum Schluß trinken wir beim Bürgermeister, einem Verwandten des Ministers, ein Glas Wein, und dann brechen wir auf nach unserm Lagerplatz.

Wir gehen eine kleine Stunde durch herrlichen Wald und kommen an einen wunderschönen See, in dem sich hohe Tannen und hohe Berge spiegeln. Und hier an einem traulichen Winkel lassen wir uns nieder und richten unter den Zweigen unser Zelt.

Ein Wasservogel schwimmt auf der spiegelklaren Fläche. Er ist nur ein kleiner, schwarzer Punkt. Der Bürgermeister setzt sich in die Hufe, nimmt seine Pistole, zielt ein wenig und trifft. Mich ärgert es wohl, denn der Vogel hatte uns nichts getan; aber die Sicherheit muß ich bewundern.

„Wir werden mit der Pistole und mit dem Gewehr groß,“ sagte mir lachend der Bürgermeister, „wir alle schießen so gut.“

Der ruhige, stille Türke mit den schwermütigen Augen ist derweil wieder am fleißigsten. Er ist unermüdblich, er war immer gefällig, er ist unglaublich bedürfnislos. Jetzt fängt er an, mächtige Holzkloben für das Feuer aus dem Walde zu holen. Als der Abend gekommen ist, der See sich für den Schlaf mit leichtem Nebel zudeckt, sitzen wir alle und sehen in die aufsteigenden Flammen, die die Zweige der Bäume schimmernd beleuchten. — Neben mir sitzt der Bürgermeister, dann einige von seinen Landsleuten — auch zwei junge, saubere Soldaten in fleidsamer, bunter Tracht; drei kleine, unglaublich fröhliche Jungs schlagen vor lauter Freude einen Purzelbaum nach dem andern. Ich sage, wir wollen ein Lamm schlachten. Da machen die Jungs Luftsprünge, und zwei Männer ziehen ab mit einem Pferde ins Dorf.

Immer friedvoller wird unser Platz.

Nacheiniger Zeit hören wir ein jauchzendes Rufen aus dem Walde; hoch zu Pferde sitzt einer der Vuben, das Lamm vor sich. Nun gibt es Leben. Der eine fällt eine junge Tanne und macht einen langen Bratspieß; der andere richtet das Feuer zurecht und legt Steine zum Wenden des Spießes. Ehe ich noch recht die Situation erfaßt habe, ist das Lamm schon geschlachtet. Ich glaube, dabei hat der Türke geholzen, denn ich sah ihn schon lange bedächtig sein Messer schärfen. So sind alle beschäftigt; nur der Bürgermeister sitzt neben mir am Feuer und mein Freund steht in Beschaulichkeit vor unserm schimmernden Belt.

Und dann wird das Lamm gebraten. Das dauert wohl eine Stunde. Zwei Männer wenden langsam den Spieß. Die andern sitzen nun mit uns und gucken in die Flammen. Dabei singen sie alte Volkslieder, Lieder von einer sonderbaren Gleichmäßigkeit mit langen Cäsuren und einem stöhnenden Verklingen. Wir lassen sie uns übersetzen und lauschen einer zarten, schönen Poesie. Liebeslieder singen sie, die von einer großen Schwermut sind, und die mich in dieser nächtlichen Stille tief ergreifen. Das alte Lied vom Leid der Liebe. Immer und überall finden wir es wieder.

Und wie sie stille werden, die tüchtigen Gestalten, und wie sie immer nur in das spielende Feuer blicken, wenn sie eine lange Pause machen!

Und meine Gedanken wandern in entlegene Zeiten. Ich denke daran, wie ich zum ersten Male die Lieder aus des Knaben Wunderhorn gelesen, was ich dem Gretchen im Faust sagen mußte. Ich sagte: „Ich sehe in dein gutes Herz, es ist ganz ohne Falschheit; bei euch deutschen, einfachen Mädchen wird die Liebe Vertrauen und Glauben, und die sorglose, rührende Hingabe, die die Geburtsstunde eurer Leiden und eurer Tränen wird, ist wohl oft ein erschütterndes Geheimnis.“

Und ich denke daran, wie du mir gebeichtet hast: „Er ist nun in heißer Wüste gestorben; er war so jung wie ich; er war so schön, und wir waren nur glücklich, wenn wir beisammen sein konnten. Wir saßen oft im lichtlosen Hof, wo oben die Werkstatt meines Vaters ist; seine Mutter wohnte in einem schönen Hause an einem See; wir dachten gar nicht, wie es werden sollte; wir dachten nur, daß wir uns lieb hatten, und er sagte mir, daß er kein anderes Mädchen nehmen würde als mich. Als er fortgezogen war, kannte ich mein Herz nicht mehr und es schwankte in lauter Sehnsucht und Verlassenheit; nun kann ich nicht mehr singen, nun ist

alle meine Freude dahin, nun bin ich trotz meiner Jugend und meiner Schönheit ein ganz armer Mensch. — O, singt mir nicht mehr diese alten Weisen! Ich sehe Augen, die so hilflos blicken, aus denen bittere Tränen fließen. Das alte Lied vom Leid der Liebe, ich kann es nicht hören am flackernden Feuer, am schlafenden See, im Schatten stiller Berge. Ich stehe auf, ich will an den Strand, wo das Wasser leise raunt; da will ich die Augen schließen und von den ersten Sonnenstrahlen träumen. Laßt mich allein!

Und in der Nacht noch wandre ich zwischen den beiden Feuern auf und ab. Alles schläft; sie sitzen und liegen. Ich höre nichts; immer noch ist es mir schwer ums Herz, bis auch ich mich ganz ermüdet, in Mantel und Decke gehüllt, niederlege am wärmenden Lagerfeuer.

*

*

*

Der Morgen kommt. Es wird eifig kalt; da überfällt mich ein Gefühl, als erwache ich aus einem schweren Traum. Gestalten erheben sich und schüren das halb erloschene Feuer. Ich recke meine Glieder. Ich werde leicht, fröhlich, mutig und frisch. Der Nebel ver-

zieht sich. Immer schöner schimmert der ruhige Spiegel des Sees.

Und dann sind wir alle munter. Wir schütteln uns die Hände; wir lachen, weil wir noch gähnen müssen. Hurtig! Das Zelt zusammen! Die Gewehre werden abgeschossen. Es rollt von den Felswänden wider. Wie wohl das tut!

Ein neuer Montenegriner ist erschienen. Er hat eine schlimme Lippe; er hatte etwas vom Gospode Doktor gehört und war gekommen, um sich bei uns Rat zu holen. Ich bin fast beschämt, daß ich kein wirklicher Doktor, kein Mediziner bin. Und so kann ich ihn nicht heilen. Aber auch er ist lustig und freut sich über seine sicheren Schüsse.

Nur der Türke ist gleichmäßig traurig; wieder ist er der Geschäftigste; schon kocht er das Wasser für den Tee. Wir müssen heute abend Abschied von ihm nehmen. Er kehrt zurück in seine Heimat. Heimat? Seine Frau und alle seine Kinder sind ihm gestorben. Nach der Okkupation ist er ausgewandert; er glaubte, sich und seinem Glauben das schuldig zu sein, und nun möchte er gern wieder dahin, wo er geboren ist; er möchte da sterben. Gestern abend hat er es meinem Freunde anvertraut.

Die Sonne geht auf. Es wird ein schöner Tag werden.

Unser neuer Führer macht einen humoristischen Eindruck. Er hat pffiffige Augen und einen komischen Gang. —

Immer durch Wald, herrlichsten Wald, bergauf.

Wir kommen auf eine heimliche, lauschige Waldwiese und sehen plötzlich vor uns das weiße Felsengebirge steil in den blauen Himmel ragen.

Mühsam über schlechte Pfade geht es weiter; hin und wieder könnten wir verzweifeln und fürchten, daß die Pferde uns nicht mehr folgen werden.

Immer heißer brennt die Sonne.

Ich will eine Abkürzung machen. Auf mächtigen Felsblöcken turne ich aufwärts und komme auf den Kamm. Ein wunderbarer Blick. Tief unten liegt unser See, der schwarze, sinnende Wald, weiterhin das einzige Dorf, die große Alm, die fernen Berge der Grenze. Rings um mich herum diese mächtigen, wild durcheinander geworfenen Felsblöcke.

Ich rufe. Niemand antwortet mir. Ich suche jenseits einen Weg hinunter. Ich weiß nicht, wohin es gehen mag. Da gerate ich in dichtes Gestrüpp, ich krieche weiter; mein Herz klopft; ich stecke meinen Kopf in die Höhe; überall dichtes Grün und starrende Felsen. Ich komme nicht weiter; ich meine, daß ich um-

klammert werde, und meine Kräfte wollen versagen. Mein Herz klopft stärker; es wird drückend heiß, ganz beklemmend. So rächt es sich, daß ich nicht geschlafen habe und traurigen Gedanken nachgegangen bin. Ich lege mich nieder und ruhe mich. Dann friechе ich zurück, langsam und behutsam, bis ich wieder hinunter schaue auf das friedliche, kleine, im Wald halb versteckte Dorf tief unter mir. Und dann endlich bin ich auf den kleinen Pfad gekommen.

Um Mittag sind wir am Ziel. Über 2000 Meter hoch in tiefster Einsamkeit schauen da hohe Gipfel auf ein armes Häuschen, die letzte der armen Hirtenhütten. Da lege ich mich in den Schatten, und meine Augen fallen mir zu.

Wie ich erwache, sehe ich meine Begleiter am kleinen Feuer vor dem Zelt. Wir sind zu Hause. O dies herrliche Gefühl, hier zu Hause zu sein! Unser Führer kommt eben mit einem Topf voll Schnee, den er aus einer fernen Mulde geholt hat und vor der Hütte sehe ich ein junges Mädchen, das freundlich auf unsern Lagerplatz hinunterschaut.

Wir machen ihr einen Besuch. Auch sie macht ein kleines Feuerchen, bereitet einen Kaffee von Schneewasser und kocht ein kleines Schälchen Ziegenmilch. Sie ist sauber und putzt ihre Tassen blitzblank.

Später nehmen wir unsere Büchsen und steigen höher in die Felswände hinauf, hoffend, einen Gemsbock zu schießen. Dabei suchen wir den besten Weg, der uns morgen auf den höchsten Gipfel führen soll.

Und wie die Nacht kommt, sitzen wir wieder am leuchtenden Lagerfeuer. Heute abend singt die Zulka Lieder. Die Zulka aber hat fröhliche Augen; sie hat einen Liebsten unten im Thal; im Herbst soll Hochzeit sein, und nach drei Tagen zieht sie mit ihrer Herde hinunter.

Immer schöner kommt die Nacht. Der Mond steigt ruhig über den Facken auf.

Als alles schläft, stehe ich auf und lausche auf die Sprache des mondbeglänzten Felsgebirges.

Rings um die Hütte steht die Herde und schläft. Zuweilen hustet ein Schäflein.

Alles Erdenleib ist tief unten geblieben. Ich trinke mit Wonne die reine Luft.

*

*

*

Fern am Ufer geht mein Freund und pfeift ein Lied. Ein Lied von Krieg. Es ist eins jener Lieder, die, wenn sie in einer Gesellschaft gesungen werden,

uns in ein ganz stilles Land geleiten, das ein großes Leid gesehen und nun die Ruhe einer verklärten Erinnerung ausströmt. Eins jener Lieder, bei deren Ende man lauscht, um ein Echo zu hören.

Es ist eigentlich ganz selbstverständlich, daß mein Freund gerade hier solch ein Lied sich pfeift.

Dieser See ist, wie der Lethestrom! Es ist kein Waldsee; er hat keine Traulichkeit; er hat nur Einsamkeit. Er liegt ganz tief versteckt, mächtige Felswände umklammern ihn; nur an dieser Seite, wo wir vor unserem Zelt liegen, steigt es eine kleine Weile sanft an, und hier stehen einige grüne Büsche.

Über eine steil abfallende Alm sind wir hergekommen. Unsere tapferen treuen Tiere haben diesen beschwerlichen Weg vor uns gemacht. Es soll große Arbeit gekostet haben. Wir hatten derweil am Morgen den höchsten Gipfel bestiegen.

Ganz früh sind wir aufgebrochen, sind gewandert und geklettert. Einen ganzen Tag im steinigen Hochgebirge. Das Wunderbare solch einer Wanderung will ich nicht lange preisen. Wenn der Pfad sich an hohen Wänden hinzieht, wenn ein Schneefeld überschritten wird, wenn die Platten in die Tiefe fallen und ihr dumpfer Fall aus gähnenden Schluchten aufklingt; wenn die Luft immer reiner wird und immer klarer, wenn der

erste Gipfel erflommen ist und das Auge in ein Meer von Licht und leuchtenden Zinnen taucht und endlich die Welt unter dir liegt, wenn es dir königlich groß zu Mute ist und du zugleich demütig die unermessliche Allmacht des gewaltigen Schöpfers fühlst, das alles will ich nicht beschreiben. Ziehet hinauf in die reinen Höhen, umarmet unberührte Natur, in glücklichem Erschauern werdet ihr neu geboren werden. —

Und dann fanden wir am Nachmittag unsere Karawane hier an diesem See. Es gab ein Wiedersehen mit unserem Montenegriner, als hätten wir uns lange schon gekannt. Er hatte den kleinen Bruder der Zulka mitgebracht und er erzählte uns, wie treulich der ihm geholfen habe, mit Gepäck und Pferden den See zu erreichen. Der kleine Kerl lag nun am Wasser, die Hände hinter dem Kopfe und guckte zum Gipfel auf, den wir erstiegen hatten. Wir rufen ihn und loben ihn und dann geben wir ihm eine Krone. Und wie er die in Händen hat, sieht er uns ganz erstaunt an, plötzlich stürzen ihm Tränen der Dankbarkeit aus den Augen; er ergreift in ungestümeer Erregung unsere Hand und küßt sie und springt wie eine Gans hurtig davon, winkt bald von der Wiese einen Abschiedsgruß und entschwindet unseren Blicken. Diese rührende Dankbarkeit bewegt uns, und über dem goldigen Nachmittag

in unserer Weltabgeschiedenheit, über dem stillen sternklaren Abend, der ihm folgt, liegt wie ein schöner Schimmer der Glanz eines lieben unverfälschten Kinderherzens.

Dann kommt wieder eine friedenvolle Nacht, in der unser Lagerfeuer leuchtet.

* *

Am andern Morgen ist es mir, als könnte ich nicht genug von der glücklichen Ruhe dieses Winkels in mich aufnehmen, und wie wir weiter in die Berge ziehen und von der Höhe zum letzten Mal unsere Blicke über den glatten Spiegel dieses unbekannten, nie besuchten Sees schweifen lassen, breite ich meine Arme aus. —

Spät nachmittags liegen wir erschöpft auf kahlen Felsblöcken, die das sprudelnde Wasser einer Quelle umspringt. Eine mühsame, anstrengende Wanderung liegt hinter uns. Eine rechte Hochgebirgswanderung mit all ihren unvergänglichen Schönheiten, eine Wanderung, auf der ein Steinberg nach dem andern sich vor uns auftürmte, auf der die toten Täler einbringliche ernste Lieder singen, auf der von den Höhen die sonnenglühenden Fernen im lodenden Licht der Zukunft leuchten. Wie wir oft das Gepäck und dann die lebigen Pferde über Stufen und durch Schluchten gebracht

haben, ist mir jetzt ein Wunder; aber ein stolzes glückliches Gefühl überkam uns, als wir alles überwunden hatten, und in fröhlicher Rüstigkeit sind wir dann ausgeschritten, derweil die zackigen Gipfel der Felswände in wunderlichen Grimassen auf uns niedersehen; dann haben wir in einem wahren Hochgefühl der Freude unsere ausgetrockneten Kehlen an diesem ersten Wasser gelabt und sind mitten in der Kühle auf den Felsen eingeschlafen, bis der Montenegriner mit sonderbaren Lauten uns wachrief. Er klopfte eben den abgesselten Pferden freundlich den Rücken. Dann legt auch er sich ein Weilchen behaglich neben uns nieder.

Wie ich aufwache, bin ich so müde, daß ich mich nach einem Pferd umsehe. In einem unglaublich schmierigen Hause, in dem eben solche Menschen wohnen, vermietet man mir ein sonderbares Tier und auf einem rührend unbequemem Holzsattel mit drei Flaschen voll Wasser bewaffnet ziehe ich weiter. Es wird dunkel; es regnet leise, die Gegend ist reizlos und ganz melancholisch. Niemand redet. Den nächsten Ort Savnifi stellen wir uns als ein kleines Eldorado vor. Da gibt es ein schönes Gasthaus, sagt unser Montenegriner, da gibt es Bier und sonstige seltene Sachen.

Um 10 Uhr abends kommen wir nach vierzehn Stunden Wanderung glücklich an. Wir ziehen über einen

kleinen Marktplatz, um den in einem Halbkreis richtige Häuser mit erleuchteten Türen stehen, an dem ein breiter Strom rauschend vorbeizieht und über den einige Männer in königlicher Haltung gemessenen Schrittes spazieren gehen. Alles das kommt mir ganz merkwürdig vor.

„Da drüben ist das Gasthaus,“ sagt unser Führer, „und da gibt es das Bier.“

Wir steigen eine kleine Stiege hinauf. Verwunderte Gesichter sehen wir oben und unten. Es folgt eine kurze Prüfung, und wir beschließen, unser Lagerleben fortzusetzen.

Mitten auf dem Marktplatz lodert diesmal unser Feuer. Die Herren Montenegriner schauen sich in Gemütsruhe an, wie man ein Zelt aufschlägt. Man bringt uns Heu. Wir richten uns zum letzten Male ein. Die Häuser neigen sich neugierig und verwundert. Der Marktplatz strahlt in hellstem Licht und im träumenden Flusse spiegelt sich ein ungewohntes Leben.

Nach einer Stunde schläft der Ort mit seinen ungewöhnlichen Fremdlingen. —

* * *

Weiter durch Montenegro.

In aller Frühe am andern Morgen sitzen wir im Sattel. Savnik ist nun ein armes ödes Steindorf.

Durch Buchenwald geht es bergauf. Dann grüßen wir zum letzten Mal das Hochgebirge der Grenze. Wellige Alme, von der Morgensonne beleuchtet, gehen über in schimmernde Fackeln; hinter mir auf einem Hügel treibt ein Schäfer seine Herde; alles ist in Morgenlicht getaucht und die ärmsten Hütten schauen heimlich und traulich aus den grünen Bäumen. Die schwarzen Berge liegen weit unten. Hier ist es hell; weiße Wolken ziehen wie ein Himmelsgruß über die Zinnen am fernen Horizont.

Um 9 Uhr sind wir auf einer seltsam schönen Alm. Nie habe ich eine schönere Alm in schönerem Lichte gesehen. Und gerade hier mußte der Tod an mir vorübergehen. Ich stehe auf einer weiten sammetüberzogenen hügeligen Fläche. Der Sammet, den die Natur hier ausgebreitet hat, ist grünlich blau gefärbt und hat einen weichen duftigen Glanz. Schimmernde Kalkberge schützen diesen Frieden: blendend weiße Wellen mit dunklen Baumkuppen. Auf einer nahen, sanft ansteigenden Höhe stehen einzelne hohe Bäume, wie in sich versunkene stille Märchenmenschen. Und über dem allen der blaue Himmel mit zarten Wölkchen; nichts ist zu hören wie ein ganz leise raunender Wind.

Durch diese Einsamkeit, die Frieden und Seligkeit ausströmt, kommt der Tod. Ich sehe von weitem Männer. Ihre roten Gewänder leuchten; es sind ihrer

etwa zehn; sie gehen zu zweien hintereinander her und in ihrer Mitte wird etwas getragen. Ich gehe den Gestalten entgegen, die langsam und schweigend näher kommen. Sie tragen einen Schwerkranken heim vom Doktor. Sie tragen diesen abgezehrten Menschen durch das Sonnenlicht behutsam über die sammetne Wiese. Ich muß in sein Gesicht sehen. Und dies Gesicht ist unsäglich traurig. Glühende Augen starren mich an. In dicke wollene Tücher haben sie ihn eingehüllt. Er friert. Und die Sonne scheint und der Himmel leuchtet. Schweigend gehen die Männer vorüber. Ich sehe ihnen nach. Und plötzlich sehe ich ihnen viele Menschen folgen; einen langen langen Zug; Menschen in glänzenden Kleidern, schöne stolze Frauen mit kostbarem Geschmeide behangen. Männer in ihren besten Jahren mit glanzlosen Augen in gut sitzenden Fräcken, Mädchen mit verweinten hilflosen Augen; sie alle frieren, ich weiß es, ich sehe es ihnen an, sie raunen es mir im Vorbeigehen zu und doch leuchtet eine Sonne über ihnen und doch war eine Sonne in ihnen, die sie nicht gehütet haben, die ihnen geraubt worden ist, die sie verkannt haben. Und der Zug des Todes ist ein Zug des Jammers geworden, ein Zug von Menschen, die Liebe und Ruhe verloren haben in der schönen Welt, über der ein gütiger Gott seine Vaterhand hält.

Und was dann kam, sang immer weiter das Lied vom Glück, das tief innen in der Menschenseele wohnen muß.

An die weite Alm grenzt ein weites Steintal. Wohl zwei Stunden wandern wir durch die Wüste. Von einem Berge sehe ich ein Gewitter aufziehen. Unheimlich schwarzblaues Gewölk ballt sich vor mir zusammen. Wie brütendes Unheil kommt es angezogen und das wüste Steingeröll rings um mich herum starrt beklemmend. Ich eile hinunter, um Schutz zu suchen auf der anderen Seite des Berges. Da sehe ich eine Arbeiterfrau mit ihrem Manne und ihren Kindern am Wege sitzen. Sie sind beim Mittagsmahl. Sie essen Kartoffeln aus einem großen irdenen Topf. Wie ich vorbeigehe, ladet man mich ein und ich setze mich zu ihnen und esse mit ihnen aus der irdenen Schüssel. Zum Schluß bietet mir der junge, wohl zwölfjährige Sohn seine letzte Zigarette an.

Die Gastfreundschaft rührt mich; das Glück dieser Menschen macht auch mich fröhlich und läßt mich den traurigen Zug aus der schönen Alm langsam vergessen.

Eine Stunde später finden wir Schutz vor dem nun mit aller Macht ausbrechenden Unwetter in einer niederen Hütte. Diese Hütten in Montenegro sind unfähig arm. Wir kauern am Boden um ein flackerndes

Feuer. Neben uns sitzt die bildschöne Frau. Ihre Augen haben den seltsamen Glanz und die verdeckte Schermut, die den Augen der Slavenmädchen eigen ist. Ihre Schwester, ein Kind von 17 Jahren, reckt ihre schlanken biegsamen Glieder, wirft einige Maiskloben in die Flamme und holt dann auf einen Wink des Vaters zwei rohe Eier, um sie mir anzubieten. Wir wollen sie ausschlagen, denn wir wissen wohl, es ist das beste, das diese Menschen haben, und ihre drei Hühner finden draußen zwischen den Felsen nur spärlich Nahrung. Auch hier holt der Hausherr sein Gewehr. Draußen wütet das Wetter, und drinnen wohnt das Glück, die Schönheit, Liebe und Gastfreundschaft. —

Den Weg, der uns von dieser Hütte auf die Straße nach Niksic bringt, werde ich nicht vergessen. Wir führten einen Eiertanz auf. Die alte Türkenstraße war golden gegen diesen neuen montenegrinischen Weg. Die Steine sind ausgesucht spitz, kantig, glatt und immer liegen sie so, wie sie gerade nicht liegen sollten.

Bei sinkender Sonne sind wir endlich auf der breiten Straße eine halbe Stunde vor der ersten montenegrinischen Stadt.

Da rasten wir zum letzten Mal und satteln zum letzten Mal unsere Pferde ab. Unser Führer wundert sich. Ich betrachte ihn mir noch einmal ganz genau.

Er hat sich ganz trefflich gemacht; wenn er über die schlechten Wege schimpfte, dann lachten seine Grübchen in den Backen; wenn es ganz schlecht wurde, dann zwinkerte er noch mit den Augen; er stak immer voll von guten Schwänken, die wir natürlich nicht verstehen konnten, die aber in seinem Gesicht zu lesen waren. Dann hat er einen humoristischen Mund, so daß man sich, wenn er spricht, wohl und munter bei ihm fühlt. Nun tut es mir beinahe leid, daß unsere Wege sich wieder trennen müssen. Wir wollen ihm noch etwas gutes erweisen, indem wir die große Büchse mit den schönsten kandierten Früchten mit ihm teilen möchten. Aber er will nicht; ich sage: „Nur ruhig, mein Lieber, es ist etwas sehr feines, besseres gibt es in Sarajevo überhaupt nicht!“ Er schüttelt mit dem Kopfe und sagt, er möchte nur die leere Büchse haben, und dann sagt er noch etwas, über das unser Dolmetsch lacht. Er hat einen schönen Witz gemacht, meine ich und lasse mir seine Worte übersetzen. Er hatte gesagt: „Warum soll ich einmal so schöne Früchte essen, ich bekomme das doch nicht wieder, und wenn ich's probiere, möchte ich es vielleicht wieder haben und dann würde ich am Ende gar unzufrieden.“ Ich lachte nicht über diesen Witz, ich sah mir den Mann an, wie er nun mit glücklicher Miene sein Brot und seinen Käse aus der Satteltasche

nahm, wie der Schelm schmunzelte, der glückliche Schelm, der — Philosoph; ja, er war ein Weisheit liebender Mensch. Und immer mehr vergaß ich den langen Zug des Jammers, der über die schöne Alm gezogen war. Statt dessen sah ich sie hier auf dem letzten Rasttag noch einmal vor mir sitzen: Zulka, die von ihrem Liebsten träumte, der unten im Thal ihrer harrte; ich sah noch einmal in die strahlenden Kinderaugen ihres Bruders, den sie sich in feinem Schamgefühl als Garde hatte heranziehen lassen und sah in den jungen Augen die Tränen des Glückes schimmern, sah noch einmal meine armen Gastgeber vor mir, die sich so reich dünkten, daß sie mit den Fremden teilen mußten. Und ich dankte dem steinigen Land, daß mir keine Blumen gegeben hatte, aber blühende Seelen natürlicher Menschen.

Und nun wieder in die Kultur, d. h. das, so man hier Kultur nennt. Ein Frachtwagen nimmt mich auf und ich fahre auf Holzstämmen gelagert in die Stadt. Ein schlanker Reiter auf feurigem Roß kommt mir entgegen. Es ist wohl einer von der Leibgarde des Fürsten. Eine kleidsame leuchtende Uniform trägt er zur Schau; er reitet gut und blickt um sich wie ein Prinz von Spanien. Und dann sind wir vor den Toren der Stadt angekommen. Von Toren kann man bei einer montenegrinischen Stadt eigentlich nicht sprechen; man kann

überhaupt von einer Stadt in Montenegro nicht sprechen. Ein sonderbar weiter Platz, etwa wie ein Exerzierplatz, auf den vier Straßen münden, die sehr breit sind und die noch einen besonders breiten Eindruck machen, weil nur einstöckige Häuser an beiden Seiten stehen. Das ist die Stadt Niksic. Hier wohnt ein italienischer Barbier, hier bediente mich ein deutsch sprechender Apotheker und hier nahm mich eine griechische Hotelwirtin auf. Da sitzen wir des Abends mit montenegrinischen Würdenträgern — denn der Fürst hat hier sein Sommerhaus — denen wir unsere letzte Flasche guten Weines spenden. Ach, wie der deutsche Wein den Würdenträgern mundet. Sie benehmen sich übrigens gemessen, würdevoll, höflich, wie es Hofbeamten geziemt. Harmlose, kindliche Menschen in grauen Bärten. — Auf meinem Abendspaziergang treffe ich einen jungen Mann, der deutsch spricht, obwohl auch er ein montenegrinisches Gewand trägt. Er ist ein Flüchtling. Er erzählt mir die absonderlichsten Geschichten. Er ist aus guter Familie, war Student und ich kann das alles gar nicht recht glauben, was er mir berichtet. Der Mensch soll anarchistische Reden gehalten haben als er im bunten Rock steckte. Er hat Heimweh, er dankt in bewegten Reden für eine Zigarre, er macht die solidesten Zukunftspläne, er erzählt so anschaulich von seiner Flucht, daß ich seine

Angst, aus den Verstecken hervorgeholt zu werden, noch einmal mit ihm durchkoste und abends sage ich meinem Freund, wir hätten eigentlich unsere letzte Flasche Rheinwein nicht den Würdenträgern, sondern diesem armen Teufel geben sollen.

In Niksic schlief ich zum ersten Mal wieder in einem Bett. Wir waren auch heute 14 Stunden unterwegs gewesen.

Am andern Morgen in der Frühe, als wir abfahren, steht der arme Teufel da, um Abschied von mir zu nehmen. Er gibt uns traurig die Hand, aber er trägt mir keine Grüße auf für seine Heimat.

Und dann fahren wir den ganzen Tag durch die schwarzen Berge. Wie schön, wie poetisch das klingt: 'Die schwarzen Berge', und wie öde ist es, wie unsagbar traurig und bedrückend ist dieser ewige schwarze Karst bei trübem Wetter! Immer Steine, immer Steine, keine Blumen und kein Vogel. Diese grenzenlose Verlassenheit.

Wir rasten zuerst in Danilowgrad. Hier weitet sich das Thal und gibt den Bewohnern Reis und wenig Getreide. Es ist heute Markt. Ein Malerauge müßte das bunte Bild entzücken. Wahrhaftig, schöne Menschen wohnen in diesem schönheitsarmen Lande. Die Weiber haben etwas ungemein frauliches; ihre weißen, taillen-

lofen langen Jacken, die sie über dicken und roten Kleidern tragen, stehen ihnen so gut, wie sie den Männern schlecht stehen. Es sind hohe Gestalten und ihr Gang ist wiegend. — An einer Ecke sitzt ein blinder Guslapieler und singt seine schwermütigen Lieder.

Um Mittag sind wir in Podgorica, der Kornkammer Montenegros. Nun liegen die Berge hinter uns. Wir könnten durch die Ebene hinunterfahren an den Scutarisee. Aber wir entschließen uns, am Abend wieder in den Bergen, in Cetinje zu sein. Die Berge werden nun schöner geformt, und wie ich am Abend in Nieđa auf einer Brückenbank sitze und in das tiefe Flußbett hinunterschaue, bin ich in einem eigenartigen Land. Das bunte montenegrinische Leben zieht wieder an mir vorbei. Hohe Frauen küssen in demütiger Haltung den Männern die Hand. Ein ganzes Stück montenegrinischen Lebens sehe ich in diesem Bilde verkörpert. Hier sind die Herren die Ritter, die faulenzeln dürfen, weil sie ihre Flinte zu puken haben. Sie sitzen auf den Mauleseln und den kleinen Pferden, die Frauen dürfen neben ihnen gehen und die Lasten tragen. Sie sind die wahren Grandseigneurs; sie schreiten ungemein gravitatisch auf und ab, hin und her, langsam und gemessen immer denselben Weg.

Die Post von Skutari kommt nicht und wir fahren ohne sie ab, weiter nach der Hauptstadt des Landes die Berge hinauf. Von oben sehen wir als die Sonne untergeht, ein herrliches Bild. Tief unten geht unheimlich freundlich die blaue Flut zwischen frischen hellgrünen Wiesen. Lange hatten wir solches Grün nicht gesehen; an beiden Seiten hohe Karstberge, die nun im Abendlicht bläulich und rosa in wunderbarer Zartheit schimmern; weiterhin ein wahres Gewirr von Bergen und durch viele Senkungen hindurch schimmert der See im magischen Lichte; jenseits, im blauen Dunst verschwimmend, ragen die Alpen Albaniens in den Himmel hinein. Solch zauberhaft schönes, farbenfrisches Bild sehen wir, während der Wagen uns durch die trauernde Steinwüste bringt nach Cetinje.

* *

Cetinje.

Bald 10 Jahre sind es, seit ich hier zum ersten Male eingezogen bin. So fröhlich, so begeisterungsfähig, wie man es nur als junger Student sein kann. Ich hatte damals von einem Griechen gehört, in seinem Heimatland könne man verlockend billig leben; auch hatte es mir der Klang, der in den Worten: „Daß

Land der schwarzen Berge' liegt, angetan. Und eines Tages nahm mein Freund seinen großen Atlas und wir beschloßen von Tirol durch dieses Land nach Athen zu reisen. O diese Träume, dich ich damals träumte. Wir kauften uns Revolver und Messer für die wilden Räuber; Mundharmonikas und Spiegel als Geschenke für die Griechen und so zogen wir in die Welt und kamen nach schönen Wanderungen hierhin in die Residenz des stattlichen Fürsten. Ich weiß es noch gut, wie stauend wir einzogen, und ich sehe die eigenartige Gesellschaft wieder, die uns im Speisezimmer des Gasthauses umgab. Der Berichterstatter eines kleinen Berliner Blattes nahm eine gewichtige Position ein; ein Vertreter des Don Quijote machte allerlei Spässe und ein junger montenegrinischer Diplomat, der in Paris gewesen war und dort seine Kleider anfertigen ließ, präsiidierte die Tafelrunde. Da wir uns als Vertreter angesehenen deutscher Zeitungen vorstellen konnten, begannen wir bald die Balkanfrage zu lösen. Zwischen- durch unterhielten wir uns über die Poesien der Fürsten Nicitas, für die insbesondere der Berliner lebhaftes Interesse zeigte, da er sie langsam und mit andauerndem Fleiße übersetzte. Ich sah ihn am andern Morgen bei dieser tiefen Arbeit sitzen. Er übersetzte, obwohl er serbisch nicht lesen konnte. Es wurde ihm von einem Hauptmann, der einigermaßen die deutsche Sprache ver-

stand, diktiert und dann brachte er das alles in stimmungsvoller Stunde in schöne Reime. Es war jedenfalls eine eigenartige Arbeit. Mir wurde außerdem viel Rühmenswertes über die Dichtungen mitgeteilt und einige Proben dieser Übersetzungskunst durfte ich in meinem Berichte mit einfließen lassen. Am andern Morgen kauften wir, wie es hier üblich ist, Briefmarken und war sehr ergriffen zu sehen, daß auch die harmlosen Schalterbeamten Revolver im Gürtel trugen. Dann besuchten wir den österreichischen Ministerpräsidenten in seinem niedrigen Häuschen, rauchten beim türkischen Vertreter eine exquisite Zigarette, hatten schließlich eine feierliche Audienz bei seiner Hoheit und lösten die Balkanfrage nicht. Ich habe dann nur Gutes über das Ländchen geschrieben, habe mich also der Unehrlichkeit und Undankbarkeit nicht zu zeihen. — Oben im Hotel in einem kleinen Zimmer saß damals der Dr. Bogisic, ein bekannter und gelehrter russischer Jurist. Er saß da mit seinem Sekretär in einem Berg von Büchern und arbeitete ein neues Gesetzbuch aus. Des Spazierganges mit diesem tüchtigen Menschen erinnerte ich mich mit besonderer Freude, als ich am Abend sein ehemaliges Asyl bezog.

Schön ist alles mit den Augen der Jugend gesehen. Heute beleidigt mich das Bild des süßen Nichts-

tun in den Straßen Cetinjes. Tag für Tag in allen Jahren sind die Herren da draußen auf und ab gegangen, haben Albanesen und Türken arbeiten lassen und haben ehrfurchtsvoll salutierend der Karosse nachgeschaut, in der Fürst oder Prinzen zur Jagd und nach Podgoriza fahren. Es ist Sonntag, aber ich suche vergeblich sonntägliche Kleidung, sonntägliche Sammlung, sonntäglichen Frieden. Es kann ja auch keinen Sonntag ohne Arbeit geben. Damals ging es mir wie einem jungen verliebten Menschen, der die Fehler seiner Angebeteten für eigenartige Tugenden hält und ihr Vorzüge andichtet, die sie nicht besitzt, die sie in seinen Augen doch besitzen sollte. Die Montenegriner sind gesunde, reine, freie und gewiß auch tapfere Menschen. Aber mir will scheinen, die Bedeutung, mit der man von diesem kleinen, unscheinbaren Ländchen spricht, verdankt es nur seiner eigenartigen politischen Lage, und für seine Zukunft könnte es bedeutsam werden, daß man den Segen der Arbeit hier noch nicht zu schätzen weiß. Vielleicht wird der Fürst, der redlich an der Entwicklung des Landes arbeiten soll und tüchtige, tätige Untertanen regieren möchte, mit zuverlässiger Hilfe seinem Ziele näher kommen.

An beiden Enden von Cetinje steht jetzt ein großes schloßartiges Haus. Hier das Haus des ruf-

fischen Gesandten in reichem Stil, dort der Palast des österreichischen Ministerpräsidenten. In der Mitte, zwischen den kleinen Häusern des Ortes, liegt ein schlichtes, zweistöckiges Gebäude mit einem Balkon und einer kleinen Freitreppe; der Wohnsitz des Fürsten. Wenn der ein wenig kundiger Thebaner von einem dieser Häuser zum andern wandert und daran denkt, daß die Königin Italiens auf dem Balkon dieses bescheidensten fürstlichen Heimes die Huldigungen ihrer Landsleute entgegengenommen hat, dann kann er sich sehr interessant und lehrreich mit sich unterhalten.

Am Sonntag nachmittag saß ich der Kronprinzessin in ihrem behaglich deutsch eingerichteten Salon gegenüber. Ich erzählte ihr von dem alten Heimatland und von den schönen Bergen ihrer neuen Heimat, die sie noch nicht gesehen hatte; ich erzählte ihr auch von der rührenden Gastfreundschaft, die ich gefunden hatte. Es tat ihr wohl, solches zu hören. Von der Armut der traurigen Hütten habe ich lieber geschwiegen.

So liegt denn auch dieses Land wieder hinter mir. Von der Höhe sehe ich auf das zauberhaft schöne Bild der Bocce di Cattaro; ich trinke die Schönheit des stillen Meeres in vollen Zügen und fahre dem Licht, der Sonne, dem fröhlichen Leben entgegen.



In der Hercegovina.

Die Hercegovina ist die lichte, ungemein reizvolle Schwester von Montenegro, eines finsternen Bruders. Ich bin auf dem kürzesten Wege nach Mostar gefahren und komme eben aus einer kleinen Moschee, die ganz vergessen in einem verwilderten Winkel nahe der Hauptstraße liegt. Da sah mich ein kleiner Türkenjunge, der

hurtig seine Schuhe auszog und vor mir mit löblichem Eifer seine Gebete verrichtete. Also wußte ich, daß Mostar eine Stadt ist, die von Fremden viel besucht wird.

Ich wandere über die alte Narentabrücke und sehe tief unter mir das schäumende Wasser in zerklüfteten Felsen sich winden. Dieser hohe weite Brückenbogen ist schlank und stolz. Er ist das Wahrzeichen Mostars; lange schon wird er von den Bewohnern des Landes bewundert und besungen. ‚Die Mostarer-Brücke‘ rühmt am Ende des 16. Jahrhunderts ein begeisterter Statthalter, ‚gleicht dem Himmelsbogen, auf welchem blinkende Sterne ausgestreut sind. Ja, es kann mit ihr kein Himmelsbogen sich vergleichen, denn auch seine Größe wird von der Brücke in den Schatten gestellt.‘ Wer mag sie erbaut haben? Nicht die Römer. Italienische, Dalmatinische Baumeister? Ich halte es mit dem alten Volksliede. Zimmermann Rade hat sie erbaut in großem Elend, um seinen Kopf vor dem türkischen Säbel zu retten und ein Liebespaar hat er in den Grundfesten eingemauert, um die Wassergeister zu besänftigen.

Ich wandere weiter wie in einem Märchenlande. Eine glühende Sonne steht über den engen weißen Gassen. Mystisch verummte Gestalten schleichen an hohen Mauern entlang; schöne serbische Mädchen in Pumphosen gehen Arm in Arm an mir vorüber; öster-

reichliche Offiziere sitzen vor einem Kaffee, schlanke Hercegovinerinnen vom Lande stehen in ganz weißen Gewändern mit wallenden leuchtenden Schleiern auf einem freien Platz. Ich staune über die Schönheit der Menschen. Eine tiefe Ruhe ist über allem ausgebreitet.

Die hohen Berge, die rings diese eigenartige Welt umgeben, sind bald mit dem zartesten Lichtgrün leise bedeckt, bald schimmert ihr Gestein in duftigen Rosafarben. Die Linien all dieser Berge sind von einer zauberhaften Weichheit. Es ist ein ganz bräutliches Land und wenn es Menschengestalt annehmen würde, so könnte es nicht anders gehen, wie die schönen Frauen, die draußen vor den Toren wohnen, in leuchtendem Gewand, mit wallenden, schneeweißen Schleiern.

So sagte vor mehr als 300 Jahren Dervis Pascha: „O Herz, es ist kein Wunder, wenn Mostar Dich bezaubert. Nirgends auf der Welt, außer in der Ruhe des Paradieses, gibt es eine solche Luft, welche das Herz entfaltet und ein solches Wasser, welches das Leben verlängert. Jede Stunde des Anblicks von Mostar schenkt uns ein neues Leben. Jeder Winkel von Mostar bietet dem Herzen eine neue Freude. Mit seinen Wassern und Fruchtbäumen kann es sich Palästina an die Seite stellen. Jedes Gärtchen Mostars ist ein Paradiesshain. Vor mir müssen alle Papageien Indiens

verstummen, da ich bin die Nachtigall, welche Mostar besingt.'

Es ist ein Land, wo du schauend deiner Jugentage gedenken kannst, da deine Seele einer Rosenknospe gleich, da Du das Leid der Welt noch nicht kanntest, da du in deinem Heimatwald vom Orient und seinen Wundern deine eigenen Träume träumtest.

Ich stand hier auf einem Berge neben einer prächtigen griechischen Kathedrale; ihre Türen waren weit geöffnet, ich sah, wie ein Pope langsamen Schrittes vor den Heiligenbildern auf und ab wanderte, bis er von einer fröhlichen Jugend, die vor der Kirche tollte, aufgeschreckt, in dem Heiligsten verschwand. Ich stand lange in einer engen Gasse neben drei kleinen Türkenkindern, die im Sande spielten. Selten sah ich feinere Gesichter, wie die dieser kleinen Mädchen, die in ihre Beschäftigung versunken waren, als wüßten sie, daß die nahe und die weite Welt ihnen immer unbekannt bleiben werde. Sie müssen schlank und schön werden in dieser stillen lichten Sonnenstadt. — O, sie sind seltsam und einzigartig die kleinen Städte der Hercegovina. Seltsam und märchenhaft im Mondschein. Das Türkenviertel träumt und das Serbenviertel sinnt und flüstert. Dort singen in den Gärten leise die verlassenen Frauen, hier lachen die stolzen Serbenmädchen, die

lässig in den niedrigen Türen der engsten Gassen stehen oder am Brunnen sitzen und ihren Wasserkrug auf dem Schoße schaukeln lassen. — Inmitten der Stadt liegt das geräumige wohleingerichtete Hotel. In den Anlagen spielt am Abend die Regimentskapelle. Wir sitzen und plaudern mit Offizieren, mit Adjunkten und Praktikanten. Einer von ihnen ist zu Besuch hier; er kommt aus dem südlicheren Teile des Landes, wo die Sonne noch heißer brennen soll, wo es ganz verlassen ist und er aus seinen Fenstern, auf seinen Spaziergängen nur Steine und Steine sieht. Alles das reizt mich hier absonderlich und hier sehne ich mich danach, tagelang durch die schimmernden Steinwüsten zu wandern. —

In der Nacht sitzen wir vor ungarischen Musikanten. Wir werfen ihnen zu, was wir an kleinerem Papiergeld haben; sie fangen es lustig auf und spielen und spielen. Und nun kommt es so, wie es sein soll. Außer uns ist niemand mehr in diesem Café, das in wunderlicher Nachbarschaft der ältesten Moschee liegt. Wir sitzen auf den Tischen, wir werden stiller, die Ungarn spielen, spielen. Sie sind nicht mehr zu halten, sie werden wild, sie vergessen sich selbst, sie berauschen sich selbst. Die Brimgeige jauchzt, singt und weint. Der Bassstreicher tanzt neben seinem großen Instrument. Der Bratschist sieht unbeweglich in eine Ecke, ganz starr

und läßt sich fortreißen, wie eine mitschwingende Saite. Wir werfen ihnen weiter zu. Sie spielen, spielen, spielen. Langsam kommen sie alle auf uns zu; sie umringen mich, um mich klingt es und singt es immer toller, immer wilder, mir ist's, als säße ich auf einem wahnsinnigen Hengst und raste durch die endlose Ebene Ungarns, immer weiter, immer wilder, immer weiter. Dann klingt die Geige immer näher meinem Ohr; zwei musiktrunkene Augen starren mich an, bis es mir schließlich beklommen wird; ich stürze hinaus, sehe das leuchtende Minaret; glänzende Sterne stehen über den weichen Bergen. Eine lauwarme Luft umweht mich; ein leichter Südwind, der Grüße bringt aus verlassenen lieblosen Steinwüsten.

Nun war es mir nicht mehr unverständlich, wie junge ungarische Offiziere in einer Nacht geigenben Zigeunern ihr Vermögen schenken konnten.

In dieser seltsamen Stadt Mostar lebte ich einige Zeit. Wir besuchten schöne Weinlauben draußen vor den Toren, saßen in stillen Gärten der Stadt, an heiligen Quellen, auf lockenden Bergen. Auch hier kommt mehr und mehr europäische Kultur. Sie kommt leiser und vorsichtiger als in Sarajevo. Die neuen Schulen werden in maurischem Stil erbaut; keine Straße wird erbreitert, wenn ein türkischer Friedhof dadurch zerstört

werden müßte. Mit Klugheit wacht die Regierung darüber, daß Siz und gewichtige Stimme im Räte der Stadt Türken und Serben gewahrt bleibt.

Eine halbe Tagereise mit der Bahn von hier, nahe der Grenze Bosniens liegt ein herrliches Gernsgebiet, ein Schongebiet, in dem zu jagen mir das Ministerium in Wien in liebenswürdiger Weise erlaubt hatte, das Plassagebirge, das wir von Jablanica, einem stillen Waldort, bestiegen. Unvergessliche Tage. Die jungen türkischen Burschen, die uns begleiteten, kletterten selbst wie die Gernsen. Als wir am ersten Abend in stiller Jagdhütte uns anschieden, die Gams zu zerlegen und am Spieß zu braten, wollten sie nicht essen, bis der Führer, ein Alter im grauen Bart, auf den Gedanken kam, das tote Tier unter den vorgeschriebenen Zeremonien zu schlachten. So war eitel Freude und am andern Morgen in aller Frühe legte mir der fröhlichste Bursche einen Strauß schönster Edelweißblumen auf meinen Platz. Den ganzen Tag strahlte über uns der tiefblaue Himmel ganz beglückend dies unberührte Alpenland und seine Jäger. —

Das war im Norden von Mostar. Nun bin ich weiter nach Süden gewandert. Eine eigenartig schöne Wagenfahrt liegt hinter mir, und wirklich habe ich einen Traum aus Tausend und eine Nacht geträumt. Gestern

Abend. Langsam stiegen wir von der Höhe in das Städtchen Stolac hinunter. Wer kennt Stolac? Es liegt nicht an der Bahn, die die Fremden von Ragusa auf einige Tage nach Mostar und Sarajevo führt. Mein kleines Reisehandbuch erwähnt es gar nicht. Und wen führt die Sehnsucht nach Orten, die in Steinbergen gebettet liegen, nach denen man durch Steinberge mandern muß? Stolac liegt mitten im Herzen dieses seltsamen Landes, das, wie ich schon sagte, in Menschengestalt einer dieser schlanken Frauen mit weißen weichen Schleiern gleichen würde, wenn sie den eintönigen Weisen eines blinden Guslaspielers lauscht. Wunderbar wird es erst am Abend, wenn sich die Sonne neigt. Tiefblau leuchten die Berge vor einem schwerblauen Himmel, am Horizont ziehen gelbe und rote Streifen; alle Linien werden weicher; manchmal schimmert eine dunkelgrüne Dase. Wir waren versunken in den Anblick dieser Farbensymphonien und sahen plötzlich, auf der anderen Seite, als wir hinunterfuhren in das Tal wohllich und zauberlich eine kleine Welt für sich vom aufsteigenden Vollmond beleuchtet. An einer Zisterne standen zwei weiße Gestalten, unbeweglich und ganz in der Ferne wanderte ein Mann in leuchtend rotem Rock über einem schmalen Seitenweg nach den lila Bergen. Wir fahren weiter in das Tal hinunter,

in das Bett eines kleinen, heimlich rauschenden Flusses; bald sind wir ganz von den hohen Bergen eingeschlossen, die sich hart am Ufer des Flusses steil erheben und vor uns eingeengt liegt Stolac, ein versteckter, verschwiegener kleiner Ort. Noch ist er dunkel, denn der Mond steht noch hinter den hohen Felswänden und nur ein dämmerndes Licht webt über den höchsten Zinnen, die wie vergessene Burgruinen auf die Häuser tief unten herniedersehen. Ein lockendes Licht schimmert uns entgegen, dem fahren wir zu. Alle die anderen Häuser sind geschlossen; sie schlafen. O, diese seltsame kleine Stadt, die in diesem verschwiegensten Winkel der Erde ruht! Nichts rührt sich in den Gassen; tief träumt der kleine Markt; nur eine Lampe leuchtet, das Licht, dem wir entgegensfahren. In einer offenen Werkstatt sitzt ein Türke tief gebeugt auf seine Arbeit. Ich weiß es wohl, es ist ein ganz gewöhnliches Schneiderlein mit einem Fez; es ist nicht Aladin, und seine Lampe ist eine ganz gewöhnliche Öllampe ohne wundertätige Kraft. O, bildet euch nur nicht ein, daß dies eine gewöhnliche Lampe war! Ihr hättet nur ein Weilchen mit mir in der Nacht an dem Ufer entlang gehen sollen, ihr hättet nur mit mir an jenem kleinen Häuschen stehen sollen, wo sich über das vergitterte Fenster mit einem Male blühende Blumen ranken, und euch erzählen lassen

sollen, wie aus diesem Häuschen der tapferste Bursche vor langen Jahren das schönste Mädchen entführt hatte; ihr hättet nur mit mir an den schwebenden Gärten vorbeiwandern sollen, berauscht von ihren Düften, zwischen den Felsen, die fast zu Euren Füßen aufsteigen, da sich das alles im Mondscheine badete, fernab von aller Welt, ihr hättet schön verwundert ausgesehen, wenn jener ein ehrfames Schneiderlein hätte sein sollen. Es war wirklich ein Märchen, ein lebendiges Märchen; daß es Wunderlampen gibt, brauche ich nun nicht mehr zu beweisen, und wo sie stehen und leuchten, wißt ihr nun.

In Etolac gibt es einige Offiziere, auch einen Landrat und einen Adjunkten. Es gibt ein Kasino; das ist ein Stübchen in einem primitiven Häuschen, das auch zwei primitive Fremdenzimmer hat.

Der Landrat ist heute abend beim Bürgermeister. Um ihn zu finden gehen auch wir zum Bürgermeister. Wir kommen in ein rechtes Türkenhäuschen. Leider ist man eben von der Tafel aufgestanden; unter einer türkischen Tafel muß man sich bekanntlich ein rundes Brett mit niedrigen Füßen vorstellen, auf dem die verschiedensten Speisen gesetzt werden und um das herum man sich behaglich lagert. Der europäische Besuch darf mit Gabeln essen. Wir finden eine liebenswürdige Gesellschaft. Der

Vater des Bürgermeisters von Stolac, das wie ich nun höre und sehe, ein ausgesprochen türkischer Ort ist, war zu Besuch gekommen. Er ist der Bürgermeister von Mostar. Man sitzt auf Polstern am Boden und raucht. Der Kadi im schwarzen Gewande und mit weißem Turban wird mir als Kollege in jure vorgestellt. Ich begrüße ihn als solchen; er lacht und freut sich sichtlich.

Auf dem Flur in einer verschwiegenen Ecke wird mir in einem milchweißem Glase heimlich ein Glas Wein kredenzt. Das darf der alte Bürgermeister von Mostar nicht merken. Er würde sonst Anlaß haben, seinen Sohn über die Pflichten eines Muselmannes zu unterrichten. Ich sagte schon, ganz leise und vorsichtig kommt die europäische ‚Kultur‘, wenn man so sagen darf. Es waren liebenswürdige, herzliche, gar kindliche Menschen. Daß Frauen im Hause waren, konnte niemand ahnen.

Spät noch in der Nacht wanderten wir am Ufer des Flusses.

Wenige Stunden Schlaf, und wir fahren weiter durch das steinige Land über Ljubinja ins Popovo Polje. Schimmernder Karst; Berg auf, Berg ab; hier und da zartes, lichter Grün; am Wege dürftige Weiden, von Mauern sorgsam umzogen, ein türkischer Friedhof in

der Wildnis und am Nachmittage sehen wir aus der Höhe auf die von Karstbergen ganz umschlossene braune Ebene, das Polje; im Winter ein weiter See, im Sommer ein lustiger Ernteplatz. Die Felder sind nun kahl. Ich sehe auf einzelne große kreisförmige gelbe Flächen. Es ist die Zeit der Maisernte. Lustige Feuer brennen, schwarze Pferde tummeln sich frei und fröhlich, und weiße Gestalten gehen, liegen und hantieren. Es sieht aus wie ein Riesenspielzeug.

Langsam fährt jetzt unser Wagen durch die Ebene in das Lagerleben hinein, und gegen Abend, als mein Begleiter wieder heimwärts nach Stolac gefahren ist und die Gendarme mir in der Kaserne des nahen Örtchens ein Lager bereitet haben, wandere ich noch allein zwischen den schönen Hercegovcen. Wie ich mich niedersehe, um das Bild vor mir festzuhalten, kommt ein stämmiger Bursche zu mir, um zu sehen, was ich schreibe. Dann erscheinen fünf Jungs und gucken noch neugieriger und verwunderter in mein Notizbuch.

Die weißen Karstberge steigen wie ein Küstengebirge aus der Ebene auf. — Man macht Feierabend. Der Mais ist zusammengeworfen; die Plätze werden rein gesetzt; dort wird er schon in Säcke gepackt, nachdem der Agas, der Herr, und der Staat sein Deputat gewogen und an sich genommen hat. Vor einem Zelt ist man noch

mit dem Wiegen beschäftigt. Maultiere werden beladen und ziehen langsam die Karstbucht hinauf. Auf dem Wege mir gegenüber liegt ein Boot. Das fährt im Winter über diese Ebene. Eine bildschöne Hirtin kommt mit Kühen aus den verlassenen Maisfeldern; ein junger Bursche hat sie schnell entdeckt; er ist mit seiner Arbeit fertig und so faßt er ihre Hände und sie beide lachen und lassen ihre Kühe langsam durch das Lager gehen. Ein Bild der schönsten Poesie, aus dem die Liebe leuchtet und ein Volkslied klingt. Überall spielen Kinder. Neben mir in einer Hütte ist man eben fertig geworden. Ein junges Mädchen steht und schaut den schwarzen Pferden zu, die sich vor ihr tummeln; stolz ist ihre Haltung; die Hosen, die sie wie all die arbeitenden Frauen und Mädchen trägt, geben ihr einen eigenen Reiz der Unnahbarkeit. Pechschwarze Haare glänzen gescheitelt unter dem weißen Kopftuch und hängen an den Seiten über dem Ohr herab. Aus dem braunen Gesicht leuchten dunkle Augen; der Mund ist lieblich wie die Nase schelmisch. Wie schön und schlank die Menschen doch in diesem Sonnenlande sind. Und wieder wandere ich auf und ab. Schon grüßt man mich freundlich; dieser und jener ladet mich ein; immer zutunlicher und einschmeichelnder umgibt mich das bunte Volksleben der Hercegoviner.

Endlich wird es stiller. Die Berge bekommen einen unendlich zarten rötlichen Schimmer. So liegen sie rings um mich herum unter dem blauen Abendhimmel. Und dann bleiben meine Blicke haften. Sie gehen über eine hohe, weite unzugängliche Steinwüste, aus der ein spitzer Fegel wie der Vesuv aufsteigt. Ich müßte stundenlang durch dieses Hochtal wandern, um an den Fuß dieses Berges zu kommen. Kein Mensch kann es je betreten haben. Und doch lockt es sonderbar, wie es in weichem, zartem Lichte vor mir liegt. Ich denke mir einen Wanderer am Fuße jenes Berges stehen, da kommt es mir inmitten des nun zur Reize gehenden Lagerlebens zu Sinn, als hätte ich niemals so gefühlt, was Einsamkeit bedeuten kann.

Nachts ist es sternentlar.

Ich beschließe, am anderen Tage nicht die Bahn zu nehmen. Einen langen letzten Tag will ich noch wandern über das Karstgebirge an das Meer nach Ragusa.

* *

In Ragusa.

Gesegnet seist du blaues Meer. Ich sehe über dich hinaus bis weit an den Horizont; die Sonne leuchtet

über dir; rauschende Wellen sind mir wie Erinnerungen an all das, was ich auf dieser Wanderung gefunden habe. Ich stehe auf einem Felsen, der weit in das Meer hinausragt. Aus einem Garten komme ich, in dem Oleander einen blühenden Gang bilden, in dem Orangenbäume leuchten und ein berückender Duft von Blume zu Blume zieht. Der glühende Abendhimmel senkt sich auf das blaue Wasser. Hinter mir liegt das Meer schon tief dunkel, und aus ihm steigt die grüne Insel Sacroma auf. Ihre Olivenhaine schimmern weich wie Sammet. Vor dem tiefdunklen Meere liegt die Stadt, vielgestaltig mit Thürmen und Zinnen und hängenden Gärten in letzten Lichtern erstrahlend. Der Epheu an den alten Festungsmauern leuchtet. Die schöne Kuppel der Franziskanerkirche steht und strahlt. Rosa schimmern in der Ferne die Berge. Dann sehe ich in dem Abendhimmel einen Stern, einen leuchtenden Stern am leuchtenden Himmel und just wie ich ihn sehe, ertönt unter mir am Gestade die helle Glocke einer kleinen Kapelle. Ich fühle, wie ihre Töne sich auf dem Wasser wiegen. Sie weckt all die andern Glocken der alten Stadt, schöne, traumhaft schöne Klänge, voll und mächtig, als wären noch die Glanztage der venetianischen Herrlichkeit. Sie läuten einen Festtag ein. Es zieht wie Orgelsang über die Dächer, über den leuchtenden

Feu, an den alten Stadtmauern entlang, über das weite Meer und über die schimmernden Berge.

Es lockt einen Segler, der langsam in den Hafen fährt mit weißen Segeln und einem leuchtenden Feuer an Bord.

Heimwärts kommt er. Heimwärts will auch ich. Das leuchtende Feuer der Erinnerung will ich an Bord nehmen und mit ihm in dem Hafen der Heimat landen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbereitung	1
Am Semmering	4
Im Bahnhof zu Wiener Neustadt	10
In Sunja	11
Banjaluka	18
Windthorst	21
Von Banjaluka nach Jaice	30
Nach Jezero	36
In Jaice	46
Die Geschichte Bosniens	54
Von Jaice nach Prozor	78
Von Prozor nach Borke	87
In Borke	96
Im südlichsten Winkel Bosniens	101
Nach Sarajevo	113
In Bad Ilidze	121
Aufenthalt in Sarajevo	126
Von Sarajevo in den Sandſchak	141
An die montenegrinische Grenze. — In Montenegro	172
Weiter durch Montenegro	199
Cetinje	209
In der Hercegovina	214
In Ragusa	227

Illustrations-Verzeichnis.

	Blatt
In Jezero	1
Auf einem türkischen Friedhof	2
Vor der Moschee	3
Straße in Mostar	4
In einer Weinlaube vor den Toren Mostars	5
Im Karst	6
Tanz der Hercegoviner	7
Zigeunerlager	8
In einem Türkenstädtchen	9
In Plevlje	10
Türkenhäuser	11
Auf dem Wege nach Zablac	12 u. 13
In Zablac	14
Am Lagerfeuer vor dem Aufbruch	15
Hirtenhütte am Dormitor	16
Im Dormitorgebiet	17
In Riecka	18 u. 19
Im Gernsgebiet	20
Auf der Gernsjagd	21
Vor Ragusa	22

Diese Illustrationen befinden sich vor dem Text am Anfang des Buches.

Von Bernard Wieman ist im
gleichen Verlage erschienen:
'Er zog mit seiner Muse.'
2. Auflage.

Zeichnungen im Text von
Hans Volkert, München.

Die größeren Bilder nach Auf-
nahmen v. Tomlinovic in
Mostar. — Die kleineren nach
Aufnahmen des Verfassers.

**Verlag der Jos. Köfel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.**

Ein neues Werk von

== Enrica von Handel-Mazzetti. ==

Deutsches Recht

und andere Gedichte.

8°. Preis broschiert M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—.

Schon in ihren berühmten Romanen „Meinrad Helmpersers denkwürdiges Jahr“ und „Jesse und Maria“ hat die Verfasserin hervorragende Proben einer Lieder- und Balladenkunst gegeben, die die ungeteilteste Bewunderung sachverständiger Leserkreise gefunden hat. Gleich diesen ersten Proben entstammen auch die hier gesammelten Dichtungen aus älterer und neuester Zeit dem Boden jener ganz spezifischen Begabung für eine objektiv volkstümliche Prosa, die auch das Charakteristikum ihrer großen epischen Poesiedichtungen ist. Vor allem die erste größere Dichtung, die der Sammlung den Titel gibt, offenbart eine so vollendete Fähigkeit, den alten Volksballadenton zu treffen, wie sie ähnlich in der deutschen Literatur noch nicht dagewesen ist. Und wie diese, so sind auch andere Balladen so recht und echt im Volkston, daß auch ein guter Kenner sich kaum eine Blöße gäbe, wenn er, unkundig des Sachverhalts, sie als echte, dem Schoße der Volksdichtung entstiegene Poesie erklären würde. Das ist die Bedeutung dieser Sammlung, die ihr von keiner noch so vollendeten lyrisch subjektiven Reimkunst streitig gemacht wird.

Verlag der Jos. Köfel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.

Jesse und Maria.

Roman aus dem Donaulande

von

E. v. Handel-Mazzetti.

==== 12.—13. Tausend. ====

Oktav. 748 Seiten.

Billige einbändige Ausgabe, eleg. gebd. M. 6.—.

Luxusausgabe in 2 eleg. Leinenbänden M. 10.—,

fein broschiert . . . M. 8.—.

—

Hier ist ein Buch, das auch von uns als ein Musterwerk anerkannt werden darf und dabei ein duldiam, vornehm und frei gesinntes, ja ein wahrhaft edles Buch. — Das Werk ist nicht nur die Gabe einer großen guten Begabung, es ist auch eine vortreffliche literarische Arbeit, die reiche Kenntnisse mit außerordentlichem Kunstverstande auf das sorgsamste gestaltet zeigt. Die Dichterin hat den Geist der Zeit und des Volkes, die sie schildert, tief innerlich aufgenommen, und sie fühlt die Seelen ihrer Gestalten mit einer Intensivität, die ihr alles Erlernte und Gedachte endlich zu einem Schauen schier körperhaften gegenwärtigen Seins werden läßt. Der Kunstwart.

Das vergangene Jahr hat uns einen der besten Geschichtsromane deutscher Sprache gebracht in E. von Handel-Mazzetti's „Jesse und Maria“. Der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus ist hier mit Shakespeare'schem Geiste geschildert, d. h. die Verfasserin bleibt mit ihrer Persönlichkeit zurück und läßt die auftretenden Personen sich ausleben. Das Reizkolorit ist meisterhaft getroffen.

Der Türmer.

In kräftigen Konturen, mit satten Farben, breitem Pinsel und schier männlicher Energie malt die Autorin das großartige Historiengemälde. Die eigentümliche alte Färbung der Sprache ist mit solchem förmlich hin-ingelebten Geschick durchgeführt, daß sie uns nicht gemacht, sondern wie selbstverständlich erscheint und uns in die Zeit versetzt, der sie angehört.

Monatsblätter für deutsche Literatur

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.

Meinrad Helmpersgers denkwürdiges Fahr.

Kulturhistorischer Roman

von

E. v. Handel-Mazzetti.

6.—7. Tausend.

Mit Zierleisten und Initialien von E. Kunst.

Preis eleg. gebd. M. 6.—.

... Meinrad Helmpersger umfaßt zwei Teile, von denen der erste in seiner künstlerischen Eigenart in der ganzen deutschen Literatur wohl nicht mehr vorkommt. Der Raum reicht nicht hin, um dem merkwürdigen Buche gerecht zu werden. Es handelt sich um die künstlerische Analyse einer Kindesseele. Otto Ernsts „*Asmus Semper*“ ist gewiß ein schönes Buch, aber Handel-Mazzetti ist ungleich höher zu werten. (Wissensch. Beilage zur „Germania“ vom 30. Mai 1906.)

... Ein Buch von zündender Wirkung, hervorragend in seiner klassischen Eigenart der Darstellung, eine hochbedeutende künstlerische Leistung in Anlage und Ausführung, ein Meisterwerk dichterischer Erzählung mit historischem Untergrund. (Tägliche Rundschau, Berlin.)

... Das stärkste Talent, das sich in den letzten Jahren auf dem Gebiete des Romans hervorgetan hat, ist unzweifelhaft Enrica v. Handel-Mazzetti. Sie besitzt eine außergewöhnliche Gabe der Darstellung. Kaum jemand, der so plastisch die Örtlichkeiten und Personen, so sicher und wahrheitsgetreu die seelische Verfassung der Menschen wiedergeben verstände. All ihre warme, frische, lebendige Herzenswelt hat die geniale Wienerin über ihre Werke ausgegossen. Vor ihrer Kunst muß die so mancher berühmter Modeschriftsteller, so Frenssens, der Ebner-Eschenbach und anderer zurücktreten. ... „*Meinrad*“ ist ein Prachtbuch. Die Mängel in der Komposition verschlag'n nichts gegen die anderen hohen Vorzüge des Buches, namentlich gegen die einzige Kunst der Charakterisierung, die mit einer unglaublichen Sicherheit schafft. ... Nach meinem Empfinden ist der kleine Edwin die am besten gezeichnete Figur des Romans; ich wüßte nicht, daß irgendwo in der Literatur das kindliche Herz mit all seinen gegensätzlichen Regungen in gleich vollendeter Weise gezeichnet wäre, als es hier geschehen ist. (Dr. A. Menne in „Akademische Monatsblätter“.)

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.

Die Kleinwelt unserer Väter.

Roman

von

Antonio Fogazzaro.

Aus dem Italienischen übersezt von M. Gagliardi.
Mit einer biographischen Einleitung von E. Gagliardi und
dem Bildnisse Fogazzaros.

Dritte Auflage. Oktav. 514 Seiten. Preis brosch. M. 3.50,
elegant gebunden M. 4.50.

Die Kleinwelt unserer Zeit.

Roman

von

Antonio Fogazzaro.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen
von M. Gagliardi.

Zweite Auflage. Oktav. 420 Seiten. Preis: broschiert
M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Neue Preussische Volkszeitung: Der Dichter zeigt gerade für deutsche Eigenart ein so tiefes Verständnis, daß jeder tiefer empfindende Leser an dem Buche eine Quelle reinen Genusses haben wird.

Reichswehr, Wien: . . . Der Mann, der dieses Buch schuf, ist ein großer, voller Dichter, wert, daß ihn das Volk zu seinen Besten zählt.

St. Petersburger Zeitung: Man bekommt selten einen Roman in die Hand, bei dessen Lektüre einem die Ueberzeugung erwächst: daß ist ein bleibendes Gut, das ist wahre Kunst, die nicht verloren gehen kann, sondern auch auf die kommenden wirken wird. Fogazzaros Werke geben einem diese Ueberzeugung. Fogazzaro ist eine große Persönlichkeit und großer Dichter. Einer tief innerlichen, leidenschaftlichen Religiosität hält weise Toleranz die Wage. Begeisterte Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, schwärmerische Liebe für die Musik verbinden sich mit der Gabe scharfer Beobachtung und eines klaren Blickes in das äußere und innere Leben des Menschen.

**Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.**

Maria Stuart, Königin von Schottland 1542—1587.

Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen
aus Staatsarchiven dargestellt

von

Charlotte Lady Blennerhassett.

8°. Mit Original-Illustrationen. Preis broschiert M. 4.20,
elegant gebunden M. 5.20.

Die neu veröffentlichten Calendars of State Papers sowie andere neufließende Quellen haben diese Darstellung, die sich weit über den Wert einer nur gelehrten Untersuchung erhebt, möglich, ja notwendig gemacht. Weder Verteidigung noch Anklage, gibt sie ein wahrheitsgetreues Bild der unglücklichen, aber nicht ganz schuldlosen Königin, nach dem jeder greifen wird, der sich über den neuesten Stand unserer Kenntnis ihres Lebens unterrichten will.

Graf L. N. Tolstois Leben und Werke.

Seine Weltanschauung und ihre Entwicklung

von

Dr. K. I. Staub.

Mit Illustrationen. 8°. Preis broschiert Mk. 4.50,
elegant gebunden Mk. 5.50.

Das erste Werk, das von positiv christlichem Standpunkt Tolstois Lehren und Anschauungen umfassend, sachkundig und sachlich ruhig darlegt und in einem eigenen Abschnitt eine Kritik derselben darbietet. Zur religionsgeschichtlichen Orientierung und als leichteste Einführung in „Tolstois Weltanschauung“ vortrefflich geeignet. Der theologisch wie philosophisch gebildete Verfasser lebt als geborener Russe in Rußland. Das Werk ist nur in deutscher Sprache geschrieben.

**Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten und München.**

Schwester Pascale. Roman von René Bazin.
Autorisierte Uebersetzung aus
dem Französischen von H. von Kreh. 8°. Preis brosch.
M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

... Die Darstellung wirkt in ihrer ungeschminkten Einfachheit unmittelbar. Alles und jedes, der dramatische Auftritt wie das alltägliche Geschehnis ist mit der dem Franzosen eigenen objektiven Kühle wiedergegeben. Ein ruhiger Fluß der Erzählung, eine leichte Pointe, ein feiner Akzent und eine ganze Wirkung. Lit. Jahresbericht 05.

... Wenn jeder Roman, vor allem der aus dem Gegenwartsleben geschöpft, ein Zeitdenkmal abgeben soll, so nimmt „Schwester Pascale“ einen hohen Rang ein; den kirchenpolitischen Kampf im heutigen Frankreich zeigt uns Bazin in der Tageshefte der Dichtung. Der Tag.

Die blaue Krickente. Roman von René Bazin.
8°. Preis brosch. M. 2.50,
elegant gebunden M. 3.50.

... Die „Krickente“ ist ein Kabinetstück echter, gemüthstiefer Heimatskunst. Allg. Rundschau Nr. 50 05.

... Der Verfasser ist ein großer Kenner der Natur und des Menschenherzens, weiß ihre Regungen bis ins Kleinste zu zergliedern, aber mit so feiner Hand, daß alles seinen jarten Duft und seinen stiblichen Glanz bewahrt.

Die kath. Haus- und Privatbibliothek.

Im Banne der Berufung. Roman von Leo Balet. Einzig
autorisierte Uebersetzung aus dem holländischen von Elise Otten. 8°. Preis broschirt M. 2.50, eleg. gebd. M. 3.50.

... Der Verfasser, ein holländischer Priester, stellt in diesem Roman mit ungewöhnlichem Talent und überraschender Kühnheit die seelischen Kämpfe eines jungen Mannes dar, der, im Banne der Berufung zum Priester stehend, sich unter Qualen von der Jugendgeliebten loslöst und losgelöst wird durch ein tragisches Verhängnis, das ihm wie eine dunkle Schuld in seinem Leben folgt. Der Roman hat in Holland großes Aufsehen erregt und wurde von der literarischen Kritik als die erste größere Schöpfung eines zu hohen Erwartungen berechtigenden Talentes begrüßt. Der Eilsäher Nr. 103 1906.

Welt und Leben. Gedichte von Engelbert Drerup.
Preis broschirt M. 2.20, elegant
gebunden M. 3.—.

Es sind Gedichte, die in vier Büchern, „Welt und Leben“, „Lieben und Leiden“, „Naturbilder und Wanderbilder“, „Epische Erzählungen“, uns durch das Reich des Schönen führen. Wir meinen, es sind mehr wie Funken; es ist ein Feuer, wärmende Blut einer von reichem inneren Leben getragenen Poesie, und mit Interesse haben wir einen Einblick in die Geisteswelt eines Mannes getan, der als Gelehrter sich bereits einen so geachteten Namen erworben hat.

Lit. Anzeiger, München.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung,
Kempten und München.

Neu!

Neu!

Der hl. Franz von Assisi.

Ein Lebensbild

von

= Johannes Jörgensen. =

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Mit Illustrationen. 8°. Preis broschirt M. 5.—, elegant
gebunden M. 6.—.

Nach Sabatiers vielgenanntem Werke die erste größere wissenschaftliche Biographie aus katholischer Feder. Der Historiker wie der Künstler in Jörgensen haben sich hier zu einer Darstellung vereint, die geschichtlich ebenso ähnlich und wahrheitsmutig wie physiologisch tiefgründig und formell schön und reif genannt werden muß.

Von demselben Verfasser erschien:

Das Pilgerbuch.

Aus dem franziskanischen Italien.

= 3. bis 4. Auflage. =

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.

XV u. 356 Seiten. Preis brosch. M. 3.—, eleg. gebd. M. 4.—.

„Auf Franziskus' Spuren in Italien“ könnte das Buch auch heißen, denn es enthält den geistigen Niederschlag einer Pilgerfahrt, die der berühmte dänische Poet im Bann seiner Bewunderung des großen Heiligen von Assisi gemacht hat.

Northland

Herausgegeben von Karl Muth.

Hochland gehört zu den meistgelesenen Revuen Deutschlands. Seine große Bedeutung für unser modernes Geistesleben ist unbestritten. Hochland pflegt vornehme Belletristik und begleitet die modernen Erscheinungen in Literatur und Kunst mit ruhigem und sicherem Urtheil. Seine Beiträge sind mit den Namen erster Autoren gedeckt. Die Ausstattung ist reich und gediegen. Jedes Heft enthält mehrere prächtige Kunstbeilagen.

Abonnementspreis: vierteljährlich (drei Hefte) Mk. 4.—,
Fr. 4.80, fr. 5.—. Preis des einzelnen Heftes: M. 1.50.

Erster Jahrgang (1903/04) 1556 Seiten mit 35 Kunstbeilagen. — Zweiter Jahrgang (1904/05) 1572 Seiten mit 45 Kunstbeilagen. — Dritter Jahrgang (1905/06) 1578 Seiten mit 43 Kunstbeilagen und 4 Musikbeilagen. Jeder Jahrgang in zwei Originalalleinbänden à M. 9.50.

Prof. Dr. Eduard Engel in der „Geschichte der deutschen Literatur“: . . . Die von Karl Muth seit einigen Jahren mit steigendem Erfolg geleitete Zeitschrift „Hochland“ betont stets das, was alle Deutschen ohne Unterschied des Bekenntnisses geistig verbindet. . . . Es gibt wenig Zeitschriften, die einen so guten Kulturkampf im Dienste des deutschen Idealismus führen wie „Hochland“, und die segensreichen Wirkungen begannen sich schon zu zeigen

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

BRC

DATE DUE

AUG 15 2003

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 02265 5123

Filmed by Preservation NCH 1992

